1,70 DM / Band 41
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Die phantastische Reise

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 41

Die phantastische Reise

Die Luft schmeckte nach Schnee und Frost. Kleine weiße Flocken wirbelten durch die zerbrochene Glastür ins Zimmer und ließen sich, einem hauchzarten Teppich gleich, auf den hölzernen Dielen nieder.

Der junge, hochgewachsene Mann blieb einen Augenblick stehen und blickte hinaus in den Garten. Der Mond hatte die graue Wolkendecke für einen kurzen Moment durchbrochen und verwandelte die sorgsam angelegten Kaskaden und die knorrigen Obstbäume im fahlen Zwielicht dieser Neujahrsnacht zu drohenden, schemenhaften Riesen, die ihre dürren Geisterfinger nach ihm ausstreckten.

Die Welt des Hexers

Wer mit diesem Roman die Fortsetzung von Howard Lovecrafts und Rowlfs Reise um die Erde erwartet hat, muß sich noch ein wenig gedulden. Wir überlassen die beiden erst einmal ihrem weiteren Schicksal und wenden uns wieder Robert Craven zu, der in der Arabischen Wüste um sein Leben kämpft. Ob Howard und Rowlf die Attacke der GROSSEN ALTEN überlebt haben – ob sie das SIEGEL erringen können, das sie in das verhängnisvolle Abenteuer lockte – ob Phileas Fogg und sein treuer Diener Passepartout ihre Reise fortsetzen und die Wette gewinnen können, in nur sechzig Tagen die Erde zu umrunden – dies alles wird Band 44 zeigen: Endstation Hölle. Nicht gerade ein ermutigender Titel, was?

Robert jedenfalls konnte nach vielen gefahrvollen Abenteuern in der Arabischen Wüste endlich das fünfte der SIEBEN SIEGELN DER MACHT erbeuten, die zusammengefügt den Kerker der GROSSEN ALTEN sprengen können. Nizar, der grausame Magier, ist tot, seine Mumienarmee vernichtet, die Tempelritter durch den Ausbruch magischer Energien, die das WESEN der Sandrose entfesselte, durch alle Epochen der Erde verstreut. Doch dieser Eingriff in das Gefüge der Zeit soll nicht ohne Folgen bleiben, wie sich schon in diesem Band zeigen wird.

Robert kann aus der zusammenstürzenden Sandrose entkommen – aber er ist nicht mehr allein. In seinem Kampf gegen die Templer und die bösen Mächte der Wüste hat er eine Mitstreiterin gewonnen: Sill el Mot, die Templerjägerin – eine kriegerische Amazone, nicht älter als Robert selbst, die den Kampf ihres verstorbenen Vaters gegen die Ritter des Templerordens weiterführt. Zusammen retten sie sich in die Wüste – um wenige Augenblicke später auf eine neue, schreckliche Gefahr zu treffen. Der Todeswind ist erwacht – ein Sandsturm von biblischen Ausmaßen und brachialer Gewalt.

Roberts magische Kräfte sind durch die geistige Verschmelzung mit dem mysteriösen WESEN fast erschöpft, das SIEGEL ist erloschen. Hilflos stehen die beiden Gefährten den Naturgewalten gegenüber…

* * *

Er jedoch sah eine ganz andere Welt dort draußen: grüne, mit saftigen Früchten beladene Bäume. Seltsam anmutende Pflanzen in reicher Blütenpracht. Flirrende, silberfarbene Libellen und Vögel, die den azurblauen Himmel bevölkerten.

Und Menschen; lachende, fröhliche Menschen, fast Kinder noch, in weite, farbige Gewänder gehüllt, die ihm entgegeneilten und die Arme nach ihm ausstreckten. Vorneweg sie, das blonde Haar im Winde flatternd, die großen blauen Augen voller Freude über seine Rückkehr, wie sie auf ihn zulief und seinen Namen rief...

»George!«

Die Stimme war nicht allein in seiner Traumwelt erklungen, in die er sich für Sekunden geflüchtet hatte, und nun wurden hinter ihm, jenseits der Türe zum Flur, Schritte laut; polternde, schwere Schritte, die schnell näher kamen.

Mit einem Ruck vertrieb der junge Mann die trügerischen Visionen, fuhr herum und drehte den Schlüssel im Schloß. Er würde sich nicht aufhalten lassen; jetzt nicht mehr.

Sie hatten ihre Chance gehabt. Er hatte ihnen nichts verschwiegen, nicht einmal den Zeitpunkt, an dem sein bester Freund umkommen würde, in jenem furchtbaren Krieg Mitte des nächsten Jahrhunderts. Und was war der Dank gewesen? Nicht nur, daß sie ihm nicht geglaubt hatten, nein. Sie hatten über seine Erfindung gelacht, hatten ihm allen Ernstes empfohlen, die nächsten Wochen auszuspannen, um wieder zu Sinnen zu kommen!

Vielleicht hatte von den vieren allein David Filby einen kleinen Teil dessen geglaubt, was er ihnen in den vergangenen Stunden erzählt hätte, und er war sich in diesem Moment fast sicher, daß es auch David sein mußte, der nun doch zurückgekommen war.

Aber es war zu spät. Er würde gehen, und niemand konnte ihn jetzt noch aufhalten.

Die drei dicken Folianten, die er unter der Armbeuge trug, rutschten zur Seite, als er sich wieder umwandte und entschlossen in den Raum hineinschritt. Er nahm sie in beide Hände und legte sie behutsam auf den ledernen Sitz seiner Maschine.

Groß und dunkel und majestätisch stand sie im Raum, unbeweglich und doch von unsichtbarem, geheimnisvollem Leben erfüllt, das nur er

allein wahrnehmen konnte. Das große Schwungrad an ihrem Heck stand still, und die drei farbigen elektrischen Leuchten, die über den Armaturen thronten, waren erloschen. Und doch – mit einer einzigen Handbewegung konnte er beides wieder zum Leben erwecken.

Noch aber war es nicht soweit. Von dieser Stelle aus konnte er seine Reise nicht beginnen. Der Platz, an dem er stand, war eine gigantische Falle (auch dies etwas, was nur er sehen konnte). Er mußte die Maschine hinausschaffen in den verschneiten Garten, wollte er den Fehler der ersten Reise nicht noch einmal begehen.

Während die Schritte im Flur immer lauter wurden und schließlich hinter der Tür verharrten, trat er an die Rückfront seiner Maschine, maß mit raschem Blick die Stellung der stählernen Kufen ab und begann mit aller Kraft zu schieben. Es ging leichter, als er gedacht hatte; fast mühelos glitt das Gestänge über die Dielen und hinterließ schorfige Narben im schneebedeckten Holz.

»George!« klang es von der Türe her. »George, bist du dort drinnen?«

Er drehte sich nicht einmal um, als die Klinke niederfuhr, zaghaft erst, dann, als der Mann auf der anderen Seite merkte, daß die Tür verschlossen war, wild und fordernd.

»George! Ich bin es; David! Um unserer Freundschaft willen – David Filby brach ab, als er merkte, wie schal die Worte selbst in seinen eigenen Ohren klangen. Hatte er denn seine Freundschaft bewiesen in den letzten drei Stunden?

Eine andere Stimme kam hinzu: »Bitte machen Sie doch auf, Sir, ich bitte Sie!« Das war Mrs. Watchett, die Haushälterin; eine alte, treue Seele, die ihm stets zur Seite gestanden und zu ihm gehalten hatte. Obgleich auch sie nicht an seine Erlebnisse hatte glauben wollen...

Er hielt nicht in seiner Arbeit inne, bis die Maschine an der Schwelle zur gläsernen Gartentür stand. Nein, er hatte bereits Abschied genommen. Warum den Schmerz aufs neue entfachen, indem er nun wankelmütig wurde und die Freunde einließ?

Es dauerte nur wenige Sekunden, die Kufen über die Schwelle zu heben und das bizarre Gefährt vollends ins Freie zu schieben. Trotzdem keuchte er vor Anstrengung und innerer Erregung, als er endlich das Zentrum des kleinen Gartens erreichte und das Monstrum aus Messing und Eisen und Ebenholz herumdrehte, so daß seine Spitze in die Richtung wies, aus der er gekommen war.

Es gab zwei Gründe, warum er dies tat; einen rationalen… und einen höchst sentimentalen. Zum ersten hatte er so den Feind nicht im Rücken, wenn er seine Reise beendete (ein Umstand, der über Leben und Tod entscheiden konnte). Und er konnte während der Fahrt ein letztesmal sein Heim betrachten, das er wohl nie mehr wiedersehen würde.

Noch während er das gewundene Geländer der Maschine zurückklappte, um auf dem Polster neben den drei Büchern Platz zu nehmen, hörte er dumpfe Schläge aus seinem Labor herüberhallen. David hatte damit begonnen, die Türe einzuschlagen. Er würde zu spät kommen.

Fast fiel es ihm schwer, den letzten Schritt zu tun und die Maschine in Gang zu setzen! Andächtig glitten seine Finger über den funkelnden Steuerkristall, der wie ein gläserner Dorn aus den Armaturen ragte. Zarte Schneeflocken schwebten herbei, legten sich über das Messingschild, in das die Zahlenfenster eingebettet waren, und rannen als winzige Tropfen von seiner Hand herab. Seine Finger zitterten leicht, doch es war nicht allein der Kälte wegen, die sich mit frostigen Stacheln durch seinen Mantel und in die Haut bohrte. Es war die gewaltige Macht, die in dieser Maschine steckte und die sein genialer Geist nutzbar gemacht hatte, die ihn schaudern ließ. Ein sanfter Druck nur, und die Reise würde beginnen…

Ein lautes Knirschen riß ihn aus seinen Gedanken, gefolgt von infernalischem Poltern, als sich die Tür zur Werkstatt endlich aus ihren Angeln löste und zu Boden krachte.

Er konnte nicht länger warten.

Entschlossen beugte er sich vor, schob gleichermaßen mit dem gestreckten Arm den Kristall nach vorn – und erweckte den geheimnisvollen Motor zu neuem Leben.

Langsam begann sich das große Schwungrad in seinem Rücken zu drehen. Das Gestänge erbebte unter der plötzlichen Bewegung, ächzte in den Schweißnähten, als das Rad mehr und mehr an Fahrt gewann und sich anschickte, die Gesetze der Natur zu seinen Gunsten zu verändern. Das blaue Licht an der Spitze der Armaturen glühte sanft auf und begann im Rhythmus des Schwungrades zu pulsieren. Die kleinste der fünf Zeitanzeigen sprang um eine Einheit nach vorn – eine Minute.

Plötzlich standen zwei Gestalten vor der Maschine. David Filby und

Mrs. Watchett waren wie aus dem Nichts aufgetaucht. Wieder sprang der Zeitmesser um. Die beiden Menschen wechselten die Positionen, von einem Augenblick zum nächsten. Und jetzt konnte der Mann im Sessel der Maschine auch Wortfetzen von dem verstehen, was sie ihm verzweifelt zuriefen.

»George, bleib –«

»O mein Gott, was –«

»– bitte dich, um –«

»– mit Ihnen, Mr. Wells?«

Dann sprang die nächstgrößere der Anzeigen um eine Stelle vor – eine Stunde –, und die Gestalten verschwanden so plötzlich, wie sie gekommen waren. Das Rad hinter dem einsamen Mann rotierte nun immer schneller und schneller. Längst hatten sich die kunstvollen Gravuren darauf verwischt und in einen grauen, wirbelnden Schleier verwandelt, und auch das Schwungrad selbst schien mit jeder Sekunde durchscheinender und unwirklicher zu werden.

Herbert George Wells atmete tief ein – und schob den Kristall nun vollends bis zum Anschlag nach vorn. Ein heftiger Ruck ging durch die gesamte Konstruktion, als die Zeitmaschine sich wie unter einem Schlag aufbäumte. Der Stundenmesser übersprang gleich drei Einheiten auf einmal, und die Finsternis der Winternacht, die eben noch die Maschine wie einen schützenden Mantel umhüllt hatte, fiel so plötzlich von ihr ab, daß der Mann in den Lederpolstern geblendet die Augen schloß.

Der Schnee war in diesen wenigen Sekunden zu einer dicken Schicht angewachsen, die nun wie Zuckerwatte auf den Mauern und Ästen thronte – und im nächsten Moment wieder verschwunden war. Der gleißende Ball der Sonne stieg am östlichen Horizont auf, zog in wilder Hast seine Bahn über den Himmel und verschwand hinter dem Schieferdach des Hauses.

Und wieder Dunkelheit.

Und wieder Tag.

2. Januar 1885.

3. Januar... 4. Januar...

Das blaue Licht am Armaturenbrett erlosch, und die gelbe Lampe glühte auf. Das Schwungrad verschwand in einem Wirbel grauer Nebel. Der Wechsel von Tag und Nacht war nur mehr ein stetiges Flackern in der Wirklichkeit, die Sonne ein glühender Ring, der wie ein Reifen aus Licht um die Erde lag.

Februar… März… April…

Der Frühling währte nur Sekunden. Das Aufblühen der Natur war eine Eruption: Weißen Rauchwolken gleich stoben die Blüten aus den Kirsch- und Apfelbäumen, reiften die Früchte und fielen herab, schoß das Gras aus dem Boden und wuchs höher und höher, bis es verwelkte.

Und das Haus verfiel.

Seine letzte Fahrt hatte George Wells in seiner Werkstatt begonnen, hatte von dort nach draußen geblickt und den Wandel der Zeiten erlebt. Nun erst sah er das Haus in seiner Gesamtheit, wie die Mauern sich mit wildem Efeu überzogen, wie sich die Farbe von den Wänden löste, wie sich Fenster und Türen schließlich wie von Geisterhand mit Brettern verschlossen.

Seine Augen brannten, doch er wagte kaum, sie für einen Moment zu schließen, aus Furcht, er könnte ein wichtiges Ereignis versäumen, jetzt, da ein Jahr nur wenig mehr als zwanzig Sekunden währte.

Januar 1886… Februar… März…

Und das Haus stand noch immer. Sie wagten nicht, es niederzureißen, in der Hoffnung, er könnte eines Tages zurückkehren.

Aber sie würden vergebens ausharren. Eine neue Welt wartete auf ihn; ein Paradies, in dem er ein Lehrer sein würde über Hunderte von Menschen. Über Kinder, nicht älter als siebzehn Jahre, die vom Leben nicht mehr wußten, als daß es irgendwann begonnen hatte und irgendwann enden würde, noch bevor sie das achtzehnte Jahr erreichten. Ein Leben, das sie nur zu einem einzigen Zweck gelebt hatten: als Nahrung für eine Rasse fetter, bleichhäutiger Kreaturen, die in der Degeneration ihrer moralischen Werte zu Kannibalen geworden waren.

Aber dieses Joch war nun vorbei. Natürlich lebten viele der Morlocks noch, obwohl er selbst die Revolte der friedlichen Eloi gegen die Herrscher in der Tiefe angeführt und etliche von ihnen getötet hatte. Aber der Bann, der aus den Menschen über Jahrhunderte hinweg

tumbes Schlachtvieh gemacht hatte, war gebrochen. Und durch die Bücher, die er mit auf diese zweite Reise genommen hatte, würde eine neue, bessere Epoche für die Eloi anbrechen, eine Zeit des Lernens und der Rückbesinnung auf die Errungenschaften der früheren Welt.

Wieder blickte George auf die Zeitmesser vor sich. Eben sprang die Anzeige auf den September des Jahres 1886 um. Wenn seine Berechnungen stimmten, mußte nun das rote Licht aufglühen und anzeigen, daß die Maschine ihre Endgeschwindigkeit erreicht hatte: in jeder Sekunde ein volles Jahr!

Und trotzdem würde die Fahrt noch Stunden dauern, denn sein Ziel war die Welt des Jahres 802701 – eine kaum mehr vorstellbare Zukunft, in der Weena auf ihn wartete. Weena, die er vor dem Ertrinken gerettet und die als einzige der damals noch apathischen Eloi seinen Wissensdurst über die Wunder dieser für ihn so fremden Welt gestillt hatte! Weena, die er aus den Klauen der Morlocks befreien konnte, als sie längst verloren schien. Weena, in die er sich unsterblich verliebt und die seine Liebe erwidert hatte…

Ein furchtbarer Schlag riß ihn aus seinen Erinnerungen. Die Maschine schwankte; Funken stoben hinter seinem Rücken auf, als das Schwungrad aus seiner Bahn gerissen wurde. Ein helles, durchdringendes Kreischen wie von einem bremsenden Zug erfüllte die Luft. Blitzschnell griff George Wells nach dem gläsernen Steuerkristall – die einzige Chance, die Maschine zu stoppen –, doch es war zu spät.

Die Zentrifugalkraft wirbelte das Rad herum, hob die gesamte Konstruktion zwei Yards vom Boden ab – und stürzte mit zerstörerischer Gewalt zurück auf die Erde.

Herbert George Wells blieb nicht einmal die Zeit, einen Gedanken daran zu fassen, was eigentlich geschehen war. Das letzte, was er sah, war, daß sich die Umgebung rasend schnell veränderte. Hatte ihn während der bisherigen Reise stets das Bild seines Hauses und Gartens in London begleitet, so war nun plötzlich eine weite, grasbewachsene Ebene um ihn herum… dann ein graues Häusermeer… eine zerklüftete Schlucht… und schließlich – Fels.

Das Schwungrad schlug auf, grub sich tief in den Boden – und zerbrach. George Wells wurde aus dem Sitz geschleudert, wirbelte haltlos durch die Luft und auf eine steinerne Wand zu.

Nicht nur in der Zeit! war sein letzter, erstaunter Gedanke. Ich bin

auch durch den Raum gereist!

Der furchtbare Aufprall löschte sein Gedächtnis aus…

* * *

Wenn es so etwas wie das biblische Chaos gab, so erlebte ich es in diesen Minuten. Die Welt um mich herum war versunken in einem Inferno von heißem Sand, der mir in Mund und Augen drang und die Haut von meinen Knochen zu reißen begann, wo ich sie unverhüllt trug. Alles, was ich zu fühlen und sehen vermochte, war heißer Schmerz und wirbelnde graue Bewegung.

Und trotzdem – verglichen mit dem Chaos, das in meiner Seele tobte, war dieser vernichtende Sandsturm ein lauer Sommerwind. Wenn ich nur an die letzten Minuten zurückdachte, spürte ich eine finstere Woge in mir aufsteigen, eine furchtbare, alles erstickende Leere. Heute glaube ich, daß allein der körperliche Schmerz mich vor dem Irrsinn bewahrte.

Die Erinnerung an die Geschehnisse in der Sandrose brannte wie Feuer in meinem Hirn. Ich war mit einem WESEN verschmolzen, hatte meine magischen Kräfte mit einer Kreatur vereinigt, die ich nicht einmal begreifen konnte. Für Sekunden hatte ich den Wahnsinn gespürt, der aus den Tiefen meiner Seele hervorgebrochen war, um mich vor dem Unfaßbaren zu schützen. Hätte der geistige Kontakt nur einen Herzschlag länger angedauert, ich wäre…

Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre. Vielleicht ein Dämon der Hölle. Vielleicht ein stammelnder Idiot. Vielleicht hätte ich auch einfach aufgehört zu existieren.

Ich zwang mich, die furchtbaren Gedanken beiseite zu drängen. Ich hatte gesiegt, und nur das zählte in diesem Augenblick. Das Wagnis war einem Selbstmordversuch gleichgekommen, doch ich hatte es überlebt. Die Mameluken und Templer waren hinfortgeschleudert und in einem gewaltigen magischen Sturm über alle Länder und Epochen verteilt worden. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich durch die Augen der Kreatur den Riß in der Zeit gesehen, hatte miterlebt, wie das Weltengefüge selbst erbebte und einen Mahlstrom gebar, der meine Feinde verschlungen hatte wie ein hungriges, reißendes Tier.

»Der Todeswind, Robert!«

Die Stimme war dicht an meinem Ohr erklungen, doch als ich erschrocken herumfuhr und die Augen zu einem winzigen Spalt öffnete, konnte ich nicht mehr als einen vagen Schemen erkennen, der neben mir hockte. Und erst, als eine schlanke Hand mich bei der Schulter packte und unsanft rüttelte, kehrte ich aus den schrecklichen Visionen in die Wirklichkeit zurück.

Sill el Mot! Natürlich; ich war nicht allein gewesen, wie mir mein verwirrter Verstand hatte vorgaukeln wollen. Mit mir hatte sich auch Sill el Mot aus dem Chaos gerettet: Sill el Mot, die Templerjägerin; Sill el Mot, ohne deren Hilfe ich den letzten, verzweifelten Kampf kaum überlebt hätte.

Und diese Erinnerung brach den Bann. Ich kauerte mich nicht länger hilflos zusammen, apathisch und resigniert dem Wüten des Sandsturmes ausgeliefert, sondern ergriff rasch den dargebotenen Arm und zog mich in die Höhe.

Weit kam ich nicht. Der Orkan fing sich in meiner Jellaba, riß mich zurück und wieder zu Boden. Für ein paar schreckliche Sekunden verlor ich den Kragen, den ich mir schützend vor das Gesicht gepreßt hatte, und schluckte glühenden Sand. Nur mit größter Mühe gelang es mir, die Panik zu unterdrücken und methodisch nach dem Stoff zu suchen.

Sill el Mot fiel neben mir in die Knie, preßte ihren Kopf gegen meine linke Schulter und umschlang mit beiden Armen meinen Rücken. Für einige Augenblicke wurde ihr schwarzes Cape zu einem winzigen, flatternden Zelt, das zumindest unsere Gesichter vor dem allgegenwärtigen Sand schützte. Ich spürte ihre erhitzte Wange an der meinen, hörte ihren keuchenden Atem an meinem Ohr. Meine Hände tasteten nach den Rändern des Umhanges und zogen ihn fest zusammen. Für Sekunden kehrte eine unwirkliche, trügerische Ruhe ein.

»Es ist der Wind des Todes«, keuchte Sill. »Wenn er uns erreicht, sind wir verloren!«

Ich hustete trocken. »Wenn er uns erreicht? Ich schätze, wir stecken schon mittendrin!«

Ich konnte fühlen, wie ihr Körper erschauderte. »Du Narr«, erwiderte sie mit einer Stimme, die mich den Schrecken erahnen ließ, noch bevor sie ihn aussprach. »Dies hier ist nur ein schwacher Vorbote des Sturmes! Unsere Körper werden zerrissen und unsere Gebeine über die

ganze Wüste verstreut, wenn sein Herz uns erreicht!«

Für Sekunden war ich nicht fähig, auch nur ein Wort hervorzubringen. Die wahnwitzige Vorstellung, bei lebendigem Leibe durch einen gigantischen Fleischwolf gedreht zu werden, würgte schmerzhaft in meinem Hals. Mir wurde klar: Wenn es noch eine Rettung gab, mußten wir sie schnell finden. Wie lange mochte die Frist noch währen, bis Wind und Sand das vollbrachten, was unseren menschlichen und dämonischen Gegnern nicht gelungen war: uns zu töten?

Um uns herum wuchs das Wüten des Sturmes weiter an und zerrte wie mit unsichtbaren Händen an unserer Kleidung. Sill brachte ihren Mund näher an mein Ohr heran; trotzdem konnte ich ihre Worte kaum vernehmen, mit denen sie gegen das rasende Toben anschrie.

»Du allein kannst uns noch retten, Sidi! Deine Magie hat die Templer und das WESEN bezwungen; jetzt benutze sie, den Todeswind zu brechen!«

Ihre Worte klangen bitter in mir nach. Natürlich – für Sill war ich ein mächtiger Zauberer, ein Held. Wie konnte sie auch wissen, daß dieser Ausbruch magischer Energien, dessen Zeuge sie geworden war, fast meine ganze Macht auf einen Schlag verbraucht hatte? Ich würde Tage brauchen, um wieder einigermaßen zu Kräften zukommen.

Und doch hatte sie recht – das magische Erbe in mir war unsere letzte Chance. Es mußte mir einfach gelingen, es noch einmal zu erwecken.

Ich konzentrierte mich, löste mich ab von all den äußerlichen Eindrücken, dem Brausen des Windes, dem wilden Flattern des Tuches über meinem Kopf, den spitzen Stichen der Sandkörner, die auf ungeschützte Haut trafen, tauchte immer tiefer hinab bis auf den Grund meiner Seele, bis alles um mich herum in einem ungewissen Dunkel versunken war.

Sammelte mich ein letztes Mal.

Rührte noch einmal an jenen verbotenen, unseligen Kräften.

Und schleuderte sie hinaus aus der Finsternis in das tobende Inferno.

Es war wie eine lautlose Explosion, die mich einen Herzschlag lang taub und blind werden ließ. Ich schrie und hörte meine Stimme nicht. Ich sprang auf und merkte es erst, als das Dunkel von mir abfiel.

Ich stand da, die Arme zu beiden Seiten weit von mir gestreckt, stand inmitten einer vollkommen windstillen, gut fünfzig Yards messenden Glocke, über der sich der Sand ballte und mit wütender Gewalt auf das unsichtbare Hindernis einschlug!

Und fühlte, wie die Glocke unter diesen Schlägen erbebte, wie feine Risse sich bildeten und an der Mauer aus purem Willen herabliefen.

Sill war neben mir aufgesprungen, drehte sich fassungslos im Kreis – und hielt erschrocken inne, als sie mein Gesicht erblickte. Schrecken zeichnete sich auf ihren Zügen ab. »Bei Allah dem Allmächtigen! Was ist…«

Ich stieß scharf die Luft zwischen den Zähnen aus, und sie verstummte. Es kostete mich unendliche Mühe, Worte zu formulieren und gleichzeitig die mentale Barriere aufrechtzuerhalten. »Es… hält… nicht!« keuchte ich mühsam.

Ein heißer Schmerz durchzuckte mein Gehirn, und die unsichtbare Mauer wurde von den entfesselten Naturgewalten um einige Yards zurückgedrängt. Für einen schier endlosen, schrecklichen Moment dachte ich schon, sie würde vollends zusammenbrechen, doch dann hatte ich mich gefangen und stemmte meine erlöschende Magie wieder gegen die tosenden Sandmassen.

Plötzlich vernahm ich einen leisen Aufschrei der Überraschung neben mir, spürte, wie Sill nach meinem Ärmel griff und mich sanft mit sich zog. Doch ich konnte nicht sehen, ob sie etwas entdeckt hatte, was uns vor dem Todeswind schützen konnte, denn ich durfte meinen Blick nicht von der Kuppel nehmen.

»Komm, Sidi!« drängte sie. »Es sind nur dreißig Schritt. Wirst du es schaffen?«

Ich schaffte es nicht.

Zehn Schritte, bevor wir unser Ziel erreichten, verlor ich die Kontrolle über die schützende Glocke. Das Geistgebilde wankte, wurde durchlässig… und zerbarst in einem wütenden Regen glühenden Sandes.

Fast wären wir unter den Massen, die sich jenseits der Kuppel angesammelt hatten, erschlagen und begraben worden. Ich bin sicher, wäre da nicht die Hoffnung auf Schutz gewesen, nur einen Steinwurf entfernt – meine Kräfte hätten mich in jenem furchtbaren Moment endgültig verlassen. Doch für den Bruchteil einer Sekunde hatte auch

ich die Felsgruppe gesehen, die wie ein grauer Schemen nur ein paar Schritte vor uns aufragte.

Wir waren dem Tode näher als dem Leben, als wir uns unter die Felsen schleppten und in einem Spalt verkrochen. Der Sturm blieb hinter uns zurück; was an Sand zu uns hineingelangte, hatte seine vernichtende Kraft verloren.

Jetzt erst, nachdem ich mir den Staub aus der Lunge gehustet und aus den Augen gewischt hatte und halbwegs zu Atem gekommen war, hatte ich Gelegenheit, unser Versteck näher in Augenschein zu nehmen.

Auf den ersten Blick waren es tatsächlich graue Felsen, die wie durch ein Wunder bisher nicht vom Sand verdeckt worden waren, wenn sie auch seltsam flach und symmetrisch angeordnet wirkten.

Auf den zweiten Blick war es mehr.

»Schau dir das hier an«, raunte Sill hinter mir, und als ich mich mühsam umwandte, sah ich, daß sie mit den Fingern über den Fels zu ihrer Linken strich. Ich rückte näher zu ihr heran.

Es waren Bilder; ein seltsam anmutendes Relief, vor Urzeiten in den Stein gemeißelt, das der Wüstenwind mit den Jahren so blank poliert hatte, daß es kaum mehr zu erkennen war. Ich wollte Sill gerade nach dem Sinn der Bilder fragen, als ich sah, wie ihre Finger weiter über den Stein huschten und ihre Lippen lautlose Worte formten. Sie konnte es lesen! So schwieg ich und wartete, bis sie am Ende der Bilderkette angelangt war.

»Nun?« fragte ich ungeduldig, als sie keinerlei Anstalten machte, mich über die Bedeutung des Reliefs aufzuklären.

Sie schien wie aus einem Traum zu erwachen, sah mich einen Moment verloren an und wandte sich wieder den Zeichen zu. Noch einmal tastete sie darüber, und diesmal las sie wie aus einem offenen Buch daraus vor.

»Gedenke des einen wahren Gottes, zu dessen Ehre und Lob dieser Tempel errichtet ist, und preise Seine Taten, denn dies ist das Tor zu Seinem Reich. Warmes Blut sollst du hier als Opfer bringen, bevor dein Fuß Seine ewigen Hallen berührt. Erfüllst du diesen Willen nicht, so wird dein eigen Fleisch den Gott besänftigen, auf daß Er Sein Reich nie verlasse. Denn wisse, daß allein die Macht des Blutes Seiner Macht ebenbürtig ist, und daß Sein Reich...«

Ich schrak auf, als Sill plötzlich innehielt, so sehr hatte mich diese seltsame Botschaft in ihren Bann gezogen. »Und weiter?« fragte ich, als sie nicht fortfuhr.

»Nichts weiter«, entgegnete sie. »Hier ist der Stein gebrochen. Der Rest der Warnung fehlt.«

»Der Warnung?«

Sill richtete sich ein wenig auf und deutete auf ein quadratisches Signum, das über der Bilderreihe thronte. »Siehst du diese Gestalt hier?« fragte sie.

Ich rückte noch etwas näher, bis ich das kunstvoll gefertigte Bild in allen Einzelheiten erkennen konnte. Es zeigte einen aufrecht stehenden Menschen mit seltsam langgezogenem, spitzem Gesicht, der in der Rechten einen gebogenen Stab und in der Linken einen Klöppel hielt. Irgendwie erinnerte mich die Gestalt an etwas, das ich vor langer Zeit in London gesehen hatte... im Britischen Museum. Und dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

»Anubis«, keuchte ich.

Sill nickte. »Der hundsköpfige Totengott«, erwiderte sie mit tonloser Stimme. »Wir haben die verbotene Pyramide der Dhahab gefunden. Wir sitzen unter der Opferplatte an ihrer Spitze.«

* * *

Trotz allem hatte ich nicht daran geglaubt, daß der Sandsturm noch an Wut zunehmen könne.

Ich hatte mich geirrt. Über unseren Köpfen, jenseits der yarddicken Steinplatte, stürzte die Welt zusammen. Es war nicht mehr das bloße Heulen des Windes und das Prasseln von Sand; es war, als schlüge Thors Hammer gegen den Fels, und das Dröhnen seiner urgewaltigen Schläge hallte in unseren Ohren wider.

Und es wurde von Sekunde zu Sekunde schlimmer. Hatten die massiven Felsen zunächst noch Schutz verheißen, so schmolz das Gefühl von Sicherheit nun dahin wie Eis in der Wüste. Die wütenden Böen fuhren mit ungestümer Kraft unter den Stein, packten unsere Körper und versuchten uns gleichsam ins Freie zu zerren, als Beute für den Sturm.

Längst waren wir bis in den hintersten Winkel zurückgewichen und klammerten uns wie hilfesuchend aneinander, doch schon jetzt war abzusehen, daß es kein Entkommen vor dem Inferno gab. Selbst wenn es uns gelang, dem immer stärker werdenden Sog zu widerstehen, selbst wenn die tonnenschwere Opferplatte dem Orkan trotzte, würden wir bald schon unter den Sandmassen elendiglich ersticken.

Wir saßen in einer gottverdammten Falle, aus der es kein Entrinnen gab. Und ich war ratlos wie selten zuvor. Von meiner magischen Macht konnte ich mir keine Hilfe mehr erwarten; ich war ausgebrannt bis auf den kleinsten Funken. Allein, daß ich noch nicht vollends zusammengebrochen war, schien mir wie ein Wunder.

Und damit nicht genug – ich brauchte nur in Sill el Mots Augen zu blicken, um zu wissen, daß uns das Herz des Sturmes noch nicht einmal erreicht hatte.

Doch gleichzeitig sah ich noch etwas anderes in ihrem Blick; etwas, das mich beinahe tiefer berührte als die Gewißheit, sterben zu müssen. Etwas, das mein Herz traf und mit Traurigkeit erfüllte.

Es war die Hoffnung in ihren Augen, ich würde uns retten können. Sie legte ihr Schicksal in meine Hände!

Und das war es letztendlich, was mir den Mut zurückgab. Wie hatte ich aufgeben können, solange noch ein Funken Leben in mir war? Mehr als einmal hatte ich schon vor schier unmöglichen Situationen gestanden, und immer war es mir geglückt, sie zu meistern. Ich hatte gegen die GROSSEN ALTEN bestanden; wie konnte mich dann ein Sandsturm vernichten?

Natürlich; es war reines Wunschdenken, doch es half mir, mich noch einmal aufzuraffen und um unser beider Leben zu kämpfen.

Ich berührte Sill an der Schulter und wies auf die Bilder im Stein. »Da war von einem Tor die Rede!« brüllte ich gegen den tosenden Sturmwind an. »Gibt es vielleicht einen Weg hinab in die Pyramide?«

Sill schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht!« rief sie zurück. »Die Dhahab sind eine Legende, genau wie dieser Tempel. Es heißt, ihre Opfer wären zu Anubis hinabgefahren, nachdem man ihnen das Herz aus der Brust geschnitten hat, aber ich glaube nicht…«

Der Orkan heulte wütend auf und riß ihr die Worte von den Lippen, noch ehe sie mein Ohr erreichten. Fast, so dachte ich erschrocken, als wäre er ein lebendiges, denkendes Wesen. Als wolle er verhindern,

daß ihm seine Beute doch noch entkam. Als hätten wir eine Möglichkeit gefunden, uns zu retten!

Ich fuhr hoch, stieß mir prompt den Schädel an der niedrigen Decke und begann in aller Hast über den Stein zu tasten. Ich hatte genug über aztekische Tempelanlagen und Pyramiden gelesen, um zu wissen, daß meist ein komplizierter Mechanismus den geheimen Eingang sicherte. Irgendein verborgener Hebel, ein Sandgewicht, das man verschieben mußte, eine – eine Rinne! Ich hätte fast geschrien vor Freude, als meine Finger eine schmale Kerbe ertasteten, die schräg nach oben verlief – und in einer winzigen Öffnung endete, die durch die Opferplatte führte.

Hastig verfolgte ich ihren Lauf auch in die entgegengesetzte Richtung. Kein Zweifel, ich hatte das Tor gefunden: auch am unteren Ende verschwand die Rinne im Fels.

Und ich kannte sogar den Schlüssel, es zu öffnen! Ohne zu zögern knüpfte ich meine Jacke auf, zerrte den Stockdegen unter meinem Gürtel hervor und zog ihn blank.

Sill fiel mir in den Arm, als ich die blitzende Klinge gegen mich selbst richtete. Was sie mir zurief, konnte ich nicht verstehen, doch ihr Blick sprach Bände. Wahrscheinlich dachte sie, ich würde den Tod von eigener Hand dem Schicksal vorziehen, das der Orkan für uns bereithielt.

Ich lächelte ihr beruhigend zu, löste mich von ihr und begann, den Ärmel meines Hemdes nach oben zu rollen.

Ich wußte, daß es keinen anderen Weg gab. Trotzdem kostete es mich alle Überwindung, die scharfe Klinge auf meinen Unterarm zu setzen – und durchzuziehen.

Warmes Blut schoß aus dem Schnitt und tropfte in den Sand. Für einen Moment wurde mir schwarz vor Augen, als ich den heißen Schmerz in mir aufsteigen fühlte. Ich biß die Zähne zusammen, ließ den Degen fallen und preßte die Wunde an den Fels über der Rinne. Das dunkle, schwere Blut floß hinein und am Stein herab, erreichte endlich den winzigen Durchlaß am Boden und versickerte darin.

Aber nichts geschah.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich in dieser Stellung verharrte, wie lange das Blut aus meinem Körper strömte und in der Öffnung im Stein verschwand. Es müssen Minuten gewesen sein, in denen das

Leben in heißen, pulsierenden Strömen aus mir herausfloß; in denen mich Angst und Zweifel plagten.

Wieviel Blut konnte ein Mensch verlieren? Was, wenn ich mich geirrt hatte, wenn jener geheimnisvolle Mechanismus nur in meiner Vorstellung existierte?

Ich spürte Sills Arme um meine Schultern und ihre Wange an der meinen. Fühlte, wie sie mich immer fester umklammerte, wie Tränen aus ihren Augen rannen und mein Gesicht benetzten, während die Welt um mich herum immer dunkler und dunkler wurde, die Schatten näherrückten und sich der Fels langsam um mich zu drehen begann.

Und wie endlich, nach Ewigkeiten der Qual, der Boden unter uns nachgab...

* * *

Er konnte nicht lange bewußtlos gewesen sein, denn das erste Geräusch, das Herbert George Wells vernahm, als er erwachte, war das ratternde Auslaufen des Schwungrades. Benommen blieb er liegen, das Gesicht gegen kalten Stein gepreßt, und schien erst vollends die Besinnung zu erlangen, als das Rad mit einem letzten Knirschen zum Stillstand kam.

Mit einem Stöhnen stemmte George sich in die Höhe – und fiel zurück, als ein heftiger Schmerz seinen linken Arm durchzuckte. Er mußte sich verletzt haben! Was, um alles in der Welt, war denn nur geschehen?

Dann erst kehrte die Erinnerung zurück. Und traf ihn wie ein Schlag. Er riß die Augen auf, kam taumelnd auf die Beine und hatte fast im selben Moment wieder das Gleichgewicht verloren, denn die Dunkelheit, die ihn bislang umfangen hatte, blieb weiterhin schwarz und undurchdringlich.

Verwirrt fuhr George sich über die Augen. Dies war nicht die Schwärze der Nacht! Er mußte sich in einem abgedunkelten Raum befinden, oder in –

in einer Höhle!

Ein leiser Schrecken keimte hinter seiner Stirn auf. Es war nicht das erste Mal, daß er sich bei seiner Reise durch die Zeit von Felsmassen

eingeschlossen sah. Nur zu gut war ihm die Angst in Erinnerung geblieben, die er empfunden hatte, als sich auf der ersten Fahrt unweit seiner Maschine plötzlich ein Vulkan geöffnet hatte. Die Lavamassen hätten ihn umschlossen und verbrannt, wenn er ihnen nicht im letzten Moment entkommen wäre – entkommen durch die Zeit, jenes rätselhafte, unergründliche Gespinst, auf dessen unsichtbaren Bahnen er sich bewegte.

Oder besser: bewegt hatte, denn das große Schwungrad, das die Zeitmaschine antrieb, war zum Stillstand gekommen, er selbst aus dem Sitz katapultiert worden, als irgend etwas die Maschine getroffen und aus der Bahn geschleudert hatte.

Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und erst jetzt entdeckte er, daß sie nicht vollkommen war. Ein gutes Stück vor ihm glomm ein schwaches, pulsierendes rotes Licht. Halb benommen noch tastete George Wells um sich, fühlte eine rauhe Felswand unter seinen Fingern und näherte sich langsam dem Licht.

Es war die Zeitmaschine. Im an- und abschwellenden Zwielicht der Armaturenleuchte konnte er schon nach wenigen Schritten erste Einzelheiten erkennen.

Sie war zur Seite gekippt, die Kufen hatten sich teilweise aus ihren Verankerungen gerissen, die Armaturen hingen seltsam asymmetrisch im Frontgestänge... das Schwungrad war zerbrochen! Und diese letzte Entdeckung ließ den dumpfen Schrecken anwachsen zu verzweifelter Angst. George Wells schrie auf und beschleunigte seinen Schritt.

Es war zerbrochen! Mein Gott, sollte er für immer hier –

Er zwang sich, den Gedanken nicht bis zu seinem bitteren Ende zu verfolgen, aus Angst, schlichtweg den Verstand zu verlieren. Und konnte trotzdem nicht verhindern, daß ihn Panik wie eine dunkle, böse Woge überfiel.

Gefangen! Auf alle Ewigkeiten gefangen!

Endlich hatte er die havarierte Maschine erreicht und zerrte für einige Augenblicke ziel- und sinnlos daran herum.

Bleibe bei Sinnen, George! Logisch denken! Erst einmal Licht – du hast doch einen Ruhmkorffschen Apparat in deinem Gepäck.

Mühsam beherrscht tastete er sich um die Maschine herum und suchte nach dem kleinen hölzernen Kasten mit dem Notgepäck, den er im

hinteren Teil der Konstruktion verstaut hatte.

Natürlich war er nicht mehr da; der schreckliche Aufprall mußte ihn aus seiner Halterung gerissen und weit in die Höhle hineingeschleudert haben. George Wells überlegte nur kurz, dann tastete er nach seinen Zündhölzern, die er in der Brusttasche trug (seine letzte Reise hatte ihm sehr deutlich vor Augen geführt, wie nützlich, ja lebensrettend Licht sein konnte), und entzündete eines der Schwefelhölzer.

Ein kleiner, heller Laut erscholl in den dunklen Tiefen der Höhle, ein Geräusch, fast wie ein... Schrei?

George Wells versteinerte vor Schrecken. Das Blut in seinen Adern schien zu Eis zu gefrieren; die Hand, die das flackernde Zündholz hielt, begann zu zittern.

Was war das gewesen?!

Er hielt den Atem an, bewegte keinen Muskel mehr, doch das Geräusch wiederholte sich nicht. Sollte es am Ende nur seiner gereizten Phantasie entsprungen sein? Er versuchte es sich einzureden, doch je mehr er sich zwingen wollte, um so deutlicher wurden die Visionen, die seine irrlichternden Blicke in die Dunkelheit jenseits des kleinen Lichtkreises malten: Bilder von fetten, bleichhäutigen Kreaturen mit langem weißem Haar und runden, glotzenden Katzenaugen.

Aber das war unmöglich! Der Zeitmesser hatte das Jahr 1886 angezeigt, als die Maschine aus ihrer Bahn geraten war. Die Morlocks konnten nicht hier sein; nicht so weit in der Vergangenheit!

Das war es, was der logisch denkende Teil seines Verstandes ihm sagte. Der andere, weitaus größere Teil gaukelte ihm dort in der Dunkelheit den Schrecken vor, dem er schon einmal gegenübergestanden hatte. Und vor dem ihn allein das Licht eines Zündholzes bewahrt hatte.

Gütiger Gott – das Streichholz! Es wird gleich erlöschen, und... Die Lampe: Ich muß die Lampe finden!

George Wells sog entschlossen die Luft ein und löste sich aus seiner Starre. Er hob das fast niedergebrannte Zündholz hoch über seinen Kopf und hielt Ausschau nach der verlorenen Kiste.

Sie lag nur knapp drei Schritte von ihm entfernt; er entdeckte sie mit

dem letzten Flackern des erlöschenden Holzes, das ihm die Fingerkuppen versengte. Hastig riß er abermals die kleine Schachtel auf, tastete nach einem zweiten Hölzchen – und verstreute in seiner Eile den ganzen Inhalt über den felsigen Boden.

Ein leises Wimmern kam über seine zusammengepreßten Lippen. Halb wahnsinnig vor Angst warf er sich auf den Boden, fuhr mit beiden Händen darüber, suchte... suchte...

und bekam endlich eines der Zündhölzer zu fassen.

Mit einem Aufatmen riß er es an, lauschte gleichzeitig ängstlich gespannt in die Finsternis – aber der Laut, der in seinen Ohren wie ein entfernter Schrei geklungen hatte, wiederholte sich nicht.

Mit einem Satz war er bei der Notkiste. Sie enthielt außer dem Ruhmkorffschen Apparat noch ein paar warme Kleidungsstücke, Medikamente, getrocknete Früchte, Werkzeuge, eine Strickleiter und einige Meßinstrumente wie Thermometer, Höhenmesser und Kompaß. Er zog die handliche Lichtmaschine hervor und setzte sie mit einer Handkurbel in Betrieb. Der Leuchtdraht glühte auf, wurde durch ein kompliziertes Spiegelsystem dutzendfach verstärkt und riß einen Kreis von gut fünfzehn Yards aus der Dunkelheit der Höhle.

Endlich konnte George Wells seinen strapazierten Nerven etwas Ruhe zugestehen. Solange das Licht brannte, das wußte er, war er sicher vor den Kreaturen der Nacht; ob es nun die Morlocks waren oder andere, vielleicht noch furchterregendere Gestalten. Schwer atmend ließ er sich auf den Boden sinken und nahm einen wollenen Schal aus der Kiste. Es war bitter kalt hier unten, und sein Atem wallte in nebelhaften Schwaden durch das Licht der elektrischen Lampe.

Doch als er das Kleidungsstück anhob, verfing sich eines der Meßinstrumente in seinen groben Maschen und fiel zu Boden. George bückte sich, nahm den Höhenmesser auf und wollte ihn zurück in die Kiste legen, als sein Blick eher zufällig auf die Anzeige fiel.

Er schrak zusammen. Das war doch unmöglich! Das Instrument mußte beim Aufprall Schaden genommen haben – es zeigte eine Höhe von minus 155,75 an – über einhundertfünfzig Kilometer unter dem Meeresspiegel!

Und doch – als er mit dem Fingerknöchel gegen das Glas der Anzeige pochte, zitterte der Zeiger in gewohnter Manier. Das Gerät war in Ordnung. Wo, um alles in der Welt, war er gestrandet?

Deutlich konnte er die Bilder der letzten Sekunden vor dem Aufprall noch vor seinem inneren Auge sehen. Die Maschine war gegen irgendein… Hindernis gestoßen, im September des Jahres 1886, war aus der Zeitbahn geraten und durch den Raum geschleudert worden! Und das nicht etwa gradlinig und horizontal, sondern, bedingt durch die Neigung des Schwungrades, fast diagonal in den Erdboden hinein. Daß er nicht augenblicklich den Tod gefunden hatte, war wohl nur demselben Umstand zu verdanken, durch den er auch der Lava entkommen war – erst beim Stillstand des Rades hatte die Zeitmaschine sich wieder materialisiert!

Und nun saß er hier fest, in einer Luftkammer im Inneren der Erde, hundertsechsundfünfzig Kilometer von ihrer Oberfläche entfernt.

Sofern er das Schwungrad nicht reparieren konnte! Und nicht einen zweiten, noch schwerwiegenderen Schaden entdeckte.

George Wells legte den Höhenmesser in die Kiste zurück, klappte sie zu und erhob sich mühsam. Noch immer schmerzten ihn alle Knochen, und mit jedem Schritt gesellte sich ein neuer, feuriger Schmerz hinzu. Als er die Maschine erreichte, wurde ihm schwarz vor Augen, und er mußte sich an ihrem Gestänge festhalten. Für einen kurzen, schrecklichen Moment fürchtete er, das Bewußtsein zu verlieren, den unsichtbaren Schrecken, die auf ihn lauerten, hilflos ausgeliefert zu sein.

Dann war es vorüber, und die Schwäche verging.

Er stellte Notkiste und Lampe zu Boden, stemmte sich gegen die verbogene Konstruktion und richtete sie unter Einsatz all seiner Kräfte wieder auf.

Der Schaden hielt sich in Grenzen. Die Kufen konnte er so belassen; sie erfüllten noch halbwegs ihren Zweck. Die Armaturen mußten lediglich mit einigen Ellen Draht wieder befestigt werden, und in der Motoraufhängung waren nur eine Ölleitung und ein Verbindungsträger gebrochen; kein Problem für einen geschickten Mechaniker wie ihn.

Aber was nutzten ihm die raffiniertesten Provisorien, wenn der Hauptteil der Maschine, das große, tellerförmig gebogene Schwungrad, seinen Dienst nicht mehr tat?

Ein Teil des Rades war schlichtweg pulverisiert worden, als es auf den granitharten Fels geprallt war, und durch die übrige Fläche führte ein fingerbreiter, gezackter Riß. Aussichtslos, das reparieren zu wollen. Er

hätte eine komplette Werkbank und drei, vier Quadratmeter Kupferblech für diese Arbeit benötigt.

Was also konnte er tun?

Mit einem resignierten Seufzen ließ George Wells sich auf dem roten Lederpolster seiner Maschine nieder und strich gedankenverloren über den im Licht des Ruhmkorffschen Apparates glitzernden und gleißenden Steuerkristall. Sollte dies das Ende all seiner Träume sein, all der ehrgeizigen Pläne, die er für sich und das Volk der Eloi erdacht hatte? Sollte er Weena denn nie mehr wiedersehen, nie mehr den Duft ihres Haares riechen und ihr glockenhelles Lachen hören, wenn sie mit ihm durch die grünen Haine dieser fernen, so wunderbaren, paradiesischen Welt streifte? Sah so sein… Tod aus?

Irgendwo in der Finsternis jenseits des Lichtkreises löste sich ein Stein aus dem Fels und polterte zu Boden, riß Herbert George Wells aus seinen schwermütigen Gedanken zurück in eine schreckliche, angsterfüllte Wirklichkeit.

Sekundenlang saß er noch da, hörte, wie der Laut sich in den Tiefen der Höhle fortpflanzte und als geisterhaftes Echo dutzendfach an sein Ohr drang. Saß einfach da, zu keinem Gedanken und keiner Bewegung fähig, und wußte mit einem Male mit erschreckender Klarheit, daß er nicht allein war!

Daß irgendwo dort draußen etwas auf ihn lauerte; etwas, das nun die Scheu vor dem Licht überwunden zu haben schien; etwas, das ihn mit neugierigen, unendlich fremden und kalten Augen musterte, und das näherkam, immer näher und näher und näher –

Herbert George Wells begann zu schreien. So lange, bis die Ruhmkorffsche Lampe mit einem plötzlichen Flackern erlosch…

* * *

Ich schreckte auf, als sich die blitzenden Zähne des Wolfes in meinen Arm bohrten und das Fleisch von den Knochen rissen. Mit einem Schrei fuhr ich hoch, schlug wie besessen um mich, versuchte, die Bestie abzuwehren –

und kam endlich zur Besinnung.

Der dunkle Schemen des Wolfes verschwamm im Zwielicht einer

blakenden Fackel, wurde zu einem schmalen Gesicht mit großen dunklen Augen, die mich besorgt musterten.

»Wie geht es dir?« fragte Sill leise, riß einen weiteren Streifen aus meinem seidenen Hemd und wickelte ihn um die Wunde an meinem Unterarm. Sie hatte ihre Jellaba aus grobem Stoff abgelegt, und der Lichtschein brach sich wie glitzernder Tau auf den stählernen Maschen ihres Kettenhemdes. Ich fiel mit einem erleichterten Seufzen zurück und verdrängte die letzten Schatten des Alptraumes. Unter mir knackte es wie trockenes Holz, etwas geriet ins Rutschen, und ich sank ein gutes Stück in den Reisighaufen ein, auf dem ich offenbar lag.

»Wenn ich bedenke, daß wir eigentlich schon tot sein müßten, geht es mir nicht einmal schlecht«, antwortete ich etwas verspätet. »Aber frage mich bitte nicht, wie ich mich fühle.« Ich grinste – zugegebenermaßen reichlich schief, denn eben schoß eine neue Schmerzwelle den verletzten Arm hinauf und explodierte in meinem Hirn – und versuchte das Reisig unter meinem Kopf ein wenig zurechtzurücken. Im nächsten Moment hielt ich irritiert inne. Das war doch kein Holz…? Ich zog einen der Äste hervor und drehte ihn im Licht der Fackel vor meinem Gesicht.

Und fuhr mit einem Schrei so abrupt in die Höhe, daß Sill das Gleichgewicht verlor und haltlos nach hinten kippte. Sie versank bis zu den Hüften in einem Meer von bleichen Knochen.

Und nichts anderes hielt ich auch in Händen: einen spitz zulaufenden, halbmondförmig gebogenen Rippenknochen. Sekundenlang stierte ich noch ungläubig auf das Ding in meiner Hand, ohne recht zu begreifen. Dann warf ich es angeekelt von mir und versuchte, eilig auf die Füße zu kommen.

Als ich die Sinnlosigkeit meines Vorhabens endlich einsah, steckte ich bereits bis zum Nabel in bleichem Gebein. Die Knochen lagen so locker übereinander (und so tief!), daß sie jeder Belastung sofort nachgaben. Außerdem waren sie derart morsch, daß sie unter dem leisesten Druck zerbrachen. Die Dhahab mußten ihrem Gott wahrlich getreue Diener gewesen sein; ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß es menschliche Knochen waren, in die ich tiefer und tiefer versank, je verzweifelter ich versuchte, mich aus dem grausigen Sumpf zu befreien.

Jahrhundertealter Staub wallte auf und nahm mir den Atem, und das Knirschen und Brechen unter mir wurde für schreckliche Sekunden zum Mahlen eines riesigen Kiefers, der sich mit knöchernen Zähnen

um mich schloß.

Ein Grab! Ein gigantisches, lebendes Grab, das mich verschlingen wollte!

»Hör auf, dich dagegen zu wehren, Robert! Es hat keinen Sinn!« Jetzt erst drang Sills energische Stimme in mein Bewußtsein, und ich versuchte mich zu ihr umzuwenden. Die Bewegung kostete mich zwei weitere Handbreit Boden. »Ich habe es schon versucht«, fuhr sie fort. »Du mußt dein Gewicht gleichmäßig verteilen. Warte, ich helfe dir.«

Mit diesen Worten beugte sie sich weit vor, wand ihren schlanken Körper behutsam aus dem Knochengewirr und robbte mit gespreizten Armen und Beinen auf mich zu.

Nach etlichen Versuchen, die ich mit einer unbedachten Bewegung im falschen Augenblick immer wieder zu vereiteln verstand, hatten wir es geschafft und ruhten ausgebreitet wie Seesterne auf dem grausigen Untergrund. Es war eine bizarre Situation – ich lag auf einem Meer von Knochen, in einer Qpferstätte, die wohl mehr Blut und Qualen gesehen hatte, als ich es mir auszumalen vermochte, doch alles, was ich nach dem ersten, plötzlichen Schrecken empfand, war... ja, Erleichterung. Eine tiefe Dankbarkeit, noch am Leben zu sein, nachdem ich die bleiche Fratze des Todes schon vor mir gesehen hatte. Und ich brauchte nur in Sills Augen zu blicken, um zu erkennen, daß sie genauso empfand. Wir waren dem Todeswind entkommen. Das allein zählte.

Und während wir noch dalagen und nach Atem rangen, fand ich endlich Gelegenheit, unsere Umgebung einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Wir befanden uns unverkennbar im Innenraum einer etwa fünfzehn Yards hohen Pyramide; deutlich konnte ich im Schein der Fackel die schräg zu einer Spitze zusammenlaufenden steinernen Wände erkennen. Ein Ort, den seit Generationen keines Menschen Fuß mehr betreten haben mochte – der Opfertempel der Dhahab.

Und obgleich sich mein klarer Verstand dagegen sträubte, glaubte ich fast den Odem des Grauens zu schmecken, der auf immer hier unten gefangen war, und die Schreie der grausam Ermordeten zu hören, als hätte sich der Widerhall ihrer Qual in diese blutigen Mauern eingebrannt...

Unsinn! Wollte ich mich denn selbst irre machen? Hastig löste ich meinen Blick von den finsteren Schatten, in denen meine Phantasie

unheimliches Leben zu erwecken begann, und zwang ihn unter die spitze Kuppel der Pyramide.

Und fühlte wieder eisigen Schrecken in mir aufsteigen. Denn wo eigentlich das Loch, durch das wir gestürzt waren, die Symmetrie der Pyramide hätte durchbrechen müssen… war nichts. Die Spitze war vollkommen; keine Spur von einem Einstieg.

»Die Platte hat sich wieder geschlossen«, erriet Sill meine Gedanken. »Aber diesen Weg hätten wir ohnehin nicht nehmen können.«

»Zu hoch«, pflichtete ich ihr bei. Verdammt! Vom Regen in die Traufe! Für Sekunden lag ich reglos da und versuchte die wirbelnden Gedanken hinter meiner Stirn zu ordnen. Dabei fand ich die Frage wieder, die mir schon seit meinem unsanften Erwachen auf der Zunge brannte, und ich wandte Sill – ungleich vorsichtiger diesmal – den Kopf zu. »Wo hast du die Fackel gefunden?«

Sill erwiderte meinen Blick, blieb aber stumm. Und dann verzog sich ihr Gesicht langsam zu einem breiten Grinsen. Fast wie ein Kind, das den Triumph über eine gelungene Überraschung auskosten wollte. »Du weißt einen Weg hier heraus«, vermutete ich. Und traf ins Schwarze.

»Als was würdest du das dort bezeichnen?« erkundigte sie sich wie beiläufig – was ihr freilich nicht ganz gelang, denn ihre Stimme bebte vor freudiger Erregung – und deutete hinter sich. Ich mußte mir fast den Hals verrenken, um der Geste zu folgen.

Der Ausstieg aus der Kammer lag nur knapp drei Fuß über dem Knochenmeer und wurde von zwei Fackeln flankiert, die in eisernen Halterungen staken. Eine davon hatte Sill entzündet, und ihr flackernder Schein riß ein helles, unstet schwankendes Dreieck aus der Dunkelheit. Ein Gang! Soweit ich erkennen konnte, führte er in sanfter Steigung bergauf. Zur Oberfläche zurück!

»Es war nicht einfach, die Fackel zu entzünden«, fuhr Sill fort. »Die Dinger sind fast versteinert. Wer weiß, wie lange dieser Tempel hier schon verborgen liegt.« Sie machte eine vage Bewegung mit der Hand. »Der Legende nach sind die Dhahab vor mehr als dreihundert Jahren ausgestorben… Nun –«, sie stockte und lachte dann nervös auf, »es heißt, Anubis hätte sie zu sich geholt, durch die Pyramiden in sein Totenreich entführt.«

Ich kann nicht leugnen, daß mir bei diesen Worten ein kalter Schauer über den Rücken lief. Diese Legende nahm Formen an, die mir nicht sonderlich behagten. Selbst Sill el Mot, die als Kind dieser Wüste

gewiß Realität und Sage zu unterscheiden wußte, schien ihr mehr Wahrheit beizumessen, als sie mich glauben machen wollte.

Ich fand, daß es nunmehr an der Zeit war, diesen ungastlichen Ort zu verlassen! Wieder schien Sill meine Gedanken zu erraten, noch bevor ich Gelegenheit fand, sie auszusprechen. Sie rollte sich wieder auf den Bauch und begann, auf den Ausstieg zuzukriechen. Das wuchtige, zweischneidig geschliffene Schwert an ihrer Seite pflügte eine tiefe Schneise in den Acker morscher Gebeine.

Ich folgte ihrem Beispiel – und verharrte wieder in der Bewegung. »Mein Stockdegen«, erinnerte ich mich mit leisem Schrecken.

Sill drehte sich halb zu mir herum. »Vergiß es«, sagte sie und schüttelte bedauernd den Kopf. »Ich habe schon alles abgesucht – ohne Erfolg. Er muß geradewegs zwischen die Knochen gerutscht sein, wahrscheinlich sogar bis zum Grund.«

»Ich muß ihn finden!« beharrte ich, energischer, als ich es eigentlich wollte. Natürlich konnte Sill nicht ahnen, was mir der Degen bedeutete, daß er mehr war als eine einfache Waffe; viel mehr. Der Shoggotenstern in seinem Knauf hatte mir mehr als einmal das Leben gerettet. Außerdem – wieder wollte ich es mir nicht recht eingestehen, doch ich hatte es schon zu oft gespürt, als daß ich es leugnen konnte – war da etwas, das ihn weit über eine scharfe Klinge und einen hölzernen Schaft heraushob. Auf geheimnisvolle, unwirkliche Weise schien der Stockdegen in Augenblicken höchster Gefahr zu leben. Fast, als wäre er beseelt vom Geist Rodericks.

Unsinn! schalt ich mich selbst einen Narren. Deine Phantasie geht mir dir durch, Robert! Als nächstes wirst du den Degen wohl auch noch rufen!

Ich fuhr wie unter einem Schlag zusammen. Denn kaum hatte ich den Gedanken formuliert, als ich mit einem Male wußte, wo sich der Stockdegen befand! Wie in Trance rollte ich abermals herum, wischte einige Knochen beiseite und griff zielsicher in die Tiefe. Und fühlte den kühlen Knauf des Degens unter meiner Hand! Aber nicht nur ihn!

Etwas Dünnes, Nasses traf meinen Arm dicht über dem Handgelenk, schlang sich blitzschnell zwei-, dreimal um ihn herum und zog sich mit einem brutalen Ruck zusammen.

Ich schrie – mehr vor Überraschung denn vor Schmerz – und wollte die Hand zurückreißen.

Es gelang mir nicht. Statt dessen fühlte ich einen zweiten, widerlich feuchten Strang um meinem Arm und wurde im gleichen Moment nach unten gezerrt.

Die Knochen zerbrachen wie morsches Holz. Ich sank mit dem Oberkörper ein, tastete mit der freien Linken vergeblich nach einem Halt und schrie abermals auf, als sich etwas Spitzes in meine Brust bohrte. Für einen Moment wallte Finsternis vor meinen Augen auf. Ein dritter Strang tastete nach meinem Gesicht, peitschte mit einem feuchten Schmatzen über das Kinn – und zog sich um meinen Hals zusammen. Ich schlug wie von Sinnen um mich, traf auf einen weichen, elastischen Widerstand, ohne ihn jedoch zu durchbrechen, fühlte mich weiter in die Tiefe gezerrt.

Über mir schrie Sill verzweifelt auf; ich hörte, wie ihr Schwert aus der Scheide glitt, sirrend durch die Luft pfiff und schließlich mit metallischem Klirren gegen Stein schlug. Noch im selben Augenblick erklang aus dem Knochenmeer unter mir ein zweiter Schrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ – ein krächzender, papageienhafter Laut, der nichts Menschliches in sich barg.

Gleichzeitig lockerte sich der Griff um meinen Arm. Ich riß den Stockdegen aus dem Berg bleicher Gebeine und führte einen schnellen Streich vor meiner Brust. Der Strang um meinen Hals löste sich, warmes Naß sprudelte daraus hervor und besudelte mein Gesicht. Angewidert rollte ich mich zur Seite, zog die Beine nach und versuchte mich aufzurichten.

Natürlich gelang es mir nicht. Einen Herzschlag lang stand ich mit wild rudernden Armen da, kippte dann unter dem nachgebenden Untergrund wieder zurück und fiel gegen die Wände des Kraters, den ich in das knöcherne Meer gerissen hatte.

Und fühlte groben Stoff unter meinen Fingern. Sills Umhang!

»Halte dich fest!« rief sie mir zu; eine Aufforderung, der ich nur allzugern nachkam. Kaum hatte ich mich mit der Linken festgekrallt, als ein neuer Ruck durch meinen Körper ging. Jetzt konnte ich zum ersten Mal meinen Gegner im Licht der Fackel sehen.

Zwei fingerdicke Fäden, fetten weißen Würmern gleich, schossen nach oben und schlangen sich um meine Beine, krochen unter der Hose bis zu den Knien hoch und zerrten mich wieder hinab in die Tiefe. Sill schrie erschrocken auf, verlor den Halt und brach gleichfalls ein.

Wenn sie die Jellaba losließ, war es aus! Dann konnte mich nichts

mehr retten!

Dieser Gedanke gab mir neue Kraft. In einer letzten, verzweifelten Anstrengung riß ich die Beine an meinen Körper, schwang die Klinge des Stockdegens und schlug zu.

Blut spritzte auf und färbte die bleichen Knochen rot. Die beiden Fäden peitschten sekundenlang wie in Agonie umher, bis sie schließlich zwischen den Knochen verschwanden.

Wie ich die Energie aufbrachte, mich an Sills Umhang emporzuziehen und mit ihr den Ausstieg in der Wand zu erreichen – ich weiß es selbst nicht. Ich war am Ende meiner Kräfte angelangt, als wir endlich das Loch in der Mauer erreichten und in die Kühle des Ganges eintauchten.

Hinter uns schien das Knochenmeer zu explodieren. Ein wütendes Brüllen, urgewaltiger noch als der erste Schrei, trieb uns in blinder Hast vorwärts, und wir waren kaum in den Tunnel eingedrungen, als ein Wald weißer, feucht glänzender Tentakel im Einstieg erschien und nach unseren Beinen tastete. Wir entkamen ihm nur um Haaresbreite.

Der Gang war niedriger, als es auf den ersten Blick ausgesehen hatte. Wir mußten uns auf Knie und Hände herablassen, um hineinkriechen zu können.

Sill hatte geistesgegenwärtig die brennende Fackel mit sich genommen, so daß wir unseren Weg zumindest nicht in absoluter Dunkelheit finden mußten. Doch in ihrem flackernden Schein mußten wir nun erkennen, daß unsere Hoffnung, einen Weg zur Oberfläche zu finden, verfrüht gewesen war. Verlief der Tunnel auch auf den ersten Yards stetig in die Höhe, so knickte er nun um gut sechzig Grad ab und führte wieder tiefer in den Fels hinein. Ich wandte mich zu Sill um, die ein Stück zurückgefallen war, nun aber aufschloß und im nächsten Moment gleichfalls zusammenschrak.

»Und was nun?« brach sie nach einer Weile das Schweigen, das sich angesichts dieser unerwarteten Wendung über uns gelegt hatte.

Ich hob die Schultern und zog mich mit einem Ruck über den Scheitelpunkt des Tunnels. »Weiter. Was sonst? Oder hast du Sehnsucht nach –«

Die spöttische Bemerkung, die mir in einem Anflug von Galgenhumor auf der Zunge gelegen hatte, blieb mir im Halse stecken.

»Was war das?« flüsterte Sill erschrocken. Auch sie hatte das leise Geräusch vernommen, das plötzlich aus der Dunkelheit des Ganges an unsere Ohren gedrungen war. Ein Knirschen und Schaben, als wenn sich große steinerne Blöcke bewegten und gegeneinanderrieben. Aber noch bevor wir den Laut recht bestimmen konnten, war er schon wieder verstummt. Und abermals herrschte Totenstille.

Diesmal war ich es, der das Schweigen brach. »Ich fürchte, die Opferplatte war nicht der einzige Mechanismus hier«, vermutete ich. »Ich wüßte nur gern, was wir da ausgelöst haben.«

Sill kniff ihre Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Ihre Hand tastete unbewußt nach dem Knauf des wuchtigen Schwertes, als sie an mir vorbei in die Dunkelheit starrte.

»Vielleicht sollten wir tatsächlich umkehren«, sagte sie schließlich. »Noch sind wir zumindest in der Nähe der Erdoberfläche. Außerdem« – sie schlug mit der flachen Hand auf die Schneide ihres Schwertes – »ziehe ich einen ordentlichen Kampf einem ungewissen Schicksal vor. Wer weiß, wo der Tunnel hinführt. Und ob uns der Rückweg nicht versperrt wird, wenn wir weitergehen.«

Ich hätte auf sie hören sollen damals. Bis heute weiß ich nicht, welcher Teufel mich ritt, als ich den Kopf schüttelte und sagte: »Warte hier auf mich. Ich werde es herausfinden.«

Und weiterkroch, ohne auch nur auf ihre Antwort zu warten. Vielleicht war es eine plötzliche, durch nichts begründete Hoffnung, einen Sesam-öffne-dich zu finden, der geradeaus ins Freie führte. Vielleicht war es die Angst, noch einmal auf jene unheimliche Kreatur zu treffen, deren Kräfte ich deutlicher zu spüren bekommen hatte als Sill. Vielleicht war es auch nur bloße kindische Neugierde.

Auf jeden Fall war es das Falscheste, was ich in diesem Moment tun konnte.

Und dabei ging es die ersten drei, vier Yards noch gut voran. So lange jedenfalls, bis ich mit eisigem Schrecken feststellen mußte, daß der Boden des Tunnels unter meinen Händen nachzugeben begann.

Der Scheitelpunkt, den ich gerade überwunden hatte, senkte sich mit einem ohrenbetäubenden Kreischen herab. Ich verlor den Halt, rutschte auf der plötzlich entstandenen Schräge nach unten – und einem finsteren Spalt entgegen, der sich wie ein hungriges Maul vor mir öffnete. Mit einem Schrei fuhr ich herum und versuchte mich an den glatten Wänden des Tunnels festzukrallen. Ich spürte kaum, wie

meine Fingernägel brachen, wie mein Blut den Stein benetzte und rutschig machte.

Es war ein sinnloses Unterfangen. Die Anstrengungen der letzten Minuten und die Verletzung, die ich mir selbst beigebracht hatte, forderten ihren Tribut. Meine Kräfte erlahmten rasch. Ich glitt aus, schlug mit dem Kopf gegen den Fels und rutschte rasend schnell nach unten weg.

Für den Bruchteil einer Sekunde erhaschte ich noch einen Blick in Sills entsetzt aufgerissene Augen, als sie vor mir in der Dunkelheit des Schachtes verschwand, der sich unter uns auf getan hatte. Dann erreichte auch ich den Rand der Schräge, versuchte ein letztes Mal, an den spiegelglatten Wänden Halt zu finden, stieß mit den Füßen ins Leere –

und stürzte hinab in eine bodenlose Finsternis. Sah weit unter mir die wild taumelnde Lichtspur der Fackel. Hörte Sills gellenden Schrei in meinen Ohren hallen. Fühlte, wie etwas tief in mir zerbrach und sich gleichsam vom Körper zu lösen schien, wie alles um mich herum mit einem Male so leicht und nichtig wurde.

»Anubis' Totenreich!« war mein letzter, erstaunter Gedanke, bevor sich meine Sinne vollends verwirrten. »Die Legende hatte doch recht...«

* * *

Mit einem Male war nichts als finstere Nacht um ihn herum. Undurchdringliche Dunkelheit und... Angst.

Eine panische, jedes logische Denken hinwegfegende Angst.

Herbert George Wells saß wie versteinert da, unfähig, auch nur einen Muskel zu rühren. In seinen Ohren rauschte das Blut, und in seinem Gehirn hallte nur der dumpfe, rasende Schlag des Herzens wider. Und ein Gedanke, den er nicht begreifen konnte. Unmöglich!

Es konnte unmöglich dunkel sein – der Ruhmkorffsche Apparat konnte nicht erlöschen. Irgendwo in Georges Erinnerung war da die Gewißheit, daß die elektrisch betriebene Lampe noch für Stunden hätte Licht erzeugen müssen, aber die Panik erstickte den Gedanken, noch ehe er ihn fassen konnte.

Es war dunkel! Und sie kamen näher!

Mit einem gellenden Schrei löste sich George aus seiner Starre, als aus der Finsternis ein Laut an seine Ohren drang. Sie kamen! O mein Gott, sie kamen näher! Inmitten dieser schrecklichen Dunkelheit schlichen sie an ihn heran, streckten ihre fetten, weißen Finger nach ihm aus, fuhren sich mit der aufgedunsenen blauen Zunge über die Lippen, gierten nach seinem Leben, seinem Fleisch...

Licht! Er brauchte Licht – oder sie würden ihn packen, in der nächsten Sekunde schon!

George Wells fuhr in die Höhe und riß seine Jacke auf. Die schweren Knöpfe aus Nußholz flogen davon und klimperten zu Boden, doch in seiner außer Kontrolle geratenen Phantasie wurde das Geräusch zu leisen Schritten, die näher kamen, immer näher und näher...

In blinder Hast tastete George über seine Brusttasche, fühlte die Streichholzschachtel und zog sie hervor. Mit fliegenden Fingern öffnete er das kleine Kästchen, griff hinein und – es war leer!

Natürlich – er hatte die Zündhölzer doch vorhin verstreut, vor wenigen Minuten erst, als er das zweite Schwefelholz entzünden wollte! Warum, um Gottes willen, hatte er die leere Schachtel in die Tasche zurückgesteckt? In nackter Verzweiflung schob George das Kästchen vollends auf, fuhr mit dem Zeigefinger hinein, tastete die Ränder ab – und spürte plötzlich Holz unter der Fingerkuppe. Ein letztes, rettendes Schwefelhölzchen hatte sich am Boden der Schachtel verklemmt!

Er zog es hervor, riß es an der rauhen Seitenfläche an und hielt die aufglühende Flamme hoch über seinen Kopf.

Es blieb dunkel. Kein Licht. Kein flackernder Schein, der die Nacht besiegte. Finsternis. Noch immer Finsternis!

Fassungslos nahm George die Hand wieder herunter. Er hatte doch deutlich das Zischen des Schwefels gehört, hatte den scharfen Geruch in der Nase gespürt, und als er nun das Hölzchen dicht vor sein Gesicht hielt, konnte er sogar die Hitze der Flamme auf seiner schweißnassen Stirn fühlen! Und trotzdem... Dunkelheit.

Ihm blieb keine Zeit, eine Erklärung für das Unfaßbare zu finden. Plötzlich tastete etwas nach seinem Rücken, schlang sich blitzschnell um beide Arme und zerrte ihn mit einem Ruck nach hinten. Er schrie auf, fiel gegen das Geländer der Zeitmaschine und fühlte, wie sich

weitere Stränge um seine Brust wanden.

Und dann explodierte die Nacht.

An der Stelle, wo die elektrische Lampe stehen mußte, glühte ein gewaltiger, gleißender Feuerball auf. Flammen schlugen mit einem Male empor und wurden zu bizarren, orangefarbenen Blumen, die sich in den Fels brannten und die Decke entlangkrochen. Feurige Tropfen wie Lava fielen herab, schlugen mit schmatzenden Geräuschen zu Boden und verwandelten sich in kleine glühende Pilze.

George Wells schrie noch immer und wand sich in den unbarmherzigen Fesseln, die ihn auf die Stelle bannten. So lange jedenfalls, bis es ihm gelang, sich halbwegs umzuwenden. Bis er den unsichtbaren Feind erkannte, der ihn festhielt.

Es war die Zeitmaschine! Das Geländer... es war zum Leben erwacht, hatte die Schweißnähte zerbrochen, sich aus dem Gefüge gelöst und war zu eisernen, sich windenden Tentakeln geworden! Auch das Schwungrad hatte sich auf erschreckende Weise verändert – es war zu einem klaffenden Dämonenmaul mutiert, aus dem eine dünne, schwarzglänzende Zunge peitschte und sich nach seinem Gesicht reckte.

Georges Schrei brach ab, sein Körper erschlaffte. Einen Herzschlag lang glaubte er, das Grauen nicht länger ertragen zu können. Für einen schrecklichen Moment wurde die Schwelle zum Wahnsinn ein lächerlich schmaler, einladender Steg, hinter dem Ruhe und Frieden lockten. Ein Schritt, ein kleiner Schritt nur, George, und du bist in Sicherheit!

Doch dann siegte die Vernunft.

Das alles konnte nicht sein! Eine elektrische Lampe kann kein Feuer fangen, tote Materie kann nicht zu plötzlichem Leben erwachen. Es gab keine Feuerpilze und Dämonenmäuler. Das alles war... Illusion!

Der Griff um seine Brust lockerte sich, und als George nach unten sah, waren die stählernen Fesseln verschwunden. Er wandte sich um – das Schwungrad hing wie zuvor in seiner Halterung, und die Ruhmkorffsche Lampe glühte wieder in ihrem künstlichen, hellen Licht. Auch die Finsternis war nichts als eine Sinnestäuschung gewesen.

Doch was war die Ursache dieses Phänomens? George Wells löste sich von der Maschine und ging langsam auf die Lampe zu.

Er hatte noch keine zwei Schritte getan, als das Grauen abermals erwachte. Der Leuchtdraht des Lichtapparates wuchs plötzlich mit erschreckender Schnelligkeit aus der Lampe hervor, reckte sich hoch in die Luft und stach wie eine glühende Peitsche in Georges Richtung.

George Wells wich keinen Schritt zurück. Im Gegenteil; er ging entschlossen weiter auf den zuckenden Leuchtdraht zu, hob blitzschnell den Arm und griff danach.

Seine Hand ging durch den Draht hindurch, ohne daß er einen Widerstand spürte. Erleichtert atmete George auf – die letzten Zweifel waren besiegt. Es war tatsächlich nur eine Illusion, erschreckend zwar, jedoch vollkommen harmlos. Wahrscheinlich gab es halluzinative Gase hier unten, betäubende Dämpfe, die aus den Tiefen der Erde aufstiegen und durch feine Haarrisse in diesen Hohlraum eindrangen.

Keine Morlocks. Keine Gefahr.

George nahm die Lampe auf und hob sie hoch empor. In ihrem steten, ruhigen Schein konnte er erkennen, daß die Höhle sich ein paar Schritte voraus verengte und zu einem Gang wurde, der weiter in den Fels hineinführte.

Nach kurzem Überlegen wandte George sich um, ging zu der havarierten Maschine zurück und bewaffnete sich mit einem unterarmlangen Stemmeisen aus seinem Werkzeugvorrat, mit dem Höhenmesser, der Strickleiter und dem Kompaß. Er wollte sich schon wieder erheben, als ihm noch etwas einfiel; so bückte er sich erneut, kramte in der Notkiste herum und zog schließlich ein Stück Kreide hervor. »Sicher ist sicher«, murmelte er, trat an die Höhlenwand zu seiner Rechten heran und zeichnete das erste Kreuz auf den glatten Stein.

In Gedanken zählte er seine Schritte mit, als er losmarschierte, immer dicht an der Wand entlang, die ins Innere der Erde führte. Und alle zwanzig Schritt verharrte er kurz, um den Fels mit einem neuen Kreuz zu markieren.

Er mochte etwa hundert Yards weit gekommen sein, als ihn wieder Visionen überfielen. Plötzlich war die Luft voll mit kleinen gelben Schmetterlingen, die ihn umflatterten und sich auf seinem Gesicht niederließen. Er wischte sie fort – ohne jedoch ihre zarten, luftigen Körper unter seinen Fingern zu spüren –, und bei der ersten Berührung schon lösten sie sich in glitzernden Goldstaub auf, der sanft zu Boden wallte. Dann schienen mit einem Male Pflanzen aus den

Höhlenwänden zu sprießen, grünes Schlinggewächs, das in Sekundenschnelle sämtlichen Fels überwuchert hatte. Doch als sich die dicken, fleischigen Blätter um seine Füße und Beine schlossen, zerfaserten auch sie zu Staub.

Und dann tauchte im Kreis des Lichtes eine Gestalt auf.

Für einen Moment erschrak George Wells fast zu Tode, und im ersten Impuls wollte er herumfahren und blindlings davonlaufen. Dann aber besann er sich.

Illusion. Alles nur Illusion!

Er versuchte, die hagere, weißhäutige Gestalt nicht weiter zu beachten, die einfach nur dastand und ihn aus zusammengekniffenen Augen anzustarren schien. Diese seltsame Erscheinung mußte aus seiner Erinnerung an die Morlocks entstanden sein, doch war sie nur ein verzerrtes Spiegelbild jener degenerierten Rasse von Menschenfressern. Sie war groß; größer als er selbst, an die sieben Fuß hoch und nackt bis auf das lange, strähnige Haar, das wild von Kopf, Achselhöhlen und Becken wucherte. Die Haut des Wesens war weiß wie heller Sand und über und über wie mit einer groben Schuppenflechte bedeckt. Die Gesichtszüge waren... sonderbar. Nicht die eines Affen, und nicht die eines Menschen. Ein merkwürdiges Mittelding aus beidem. George schauderte, als er sich vorstellte, daß diese Vision Wirklichkeit werden könnte. Unbewußt packte er das Stemmeisen fester und beschleunigte seinen Schritt, um das unheimliche Trugbild so schnell wie möglich hinter sich zu lassen.

Doch als er sich der Gestalt bis auf wenige Schritte genähert hatte, löste sie sich von ihrem Platz, an dem sie bislang reglos verharrt hatte, und vertrat George Wells den Weg. Er schüttelte entschlossen den Kopf, streckte die linke, freie Hand vor und schlug nach dem Phantasiewesen, um es, wie alles zuvor, in feinen Staub aufzulösen.

Ein entsetztes, ersticktes Keuchen war alles, was über seine Lippen kam, als seine Finger auf Widerstand trafen. Das Wesen war... real!

* * *

Ich weiß nicht, wie lange ich bewußtlos war. Ich lebe noch! war mein erster Gedanke, als ich wieder zu mir kam.

Doch wo befand ich mich? Was war geschehen? Um mich herum war

nichts als dunkle Nacht. Sturmböen rauschten in meinen Ohren, und ich ruhte rücklings auf einem seltsam nachgiebigen, sich fortwährend verändernden Untergrund, der meinen Körper wie Wasser umspielte und an meiner Kleidung zerrte. Dann bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich meine Arme und Beine hochgereckt hielt; ich versuchte sie herabzunehmen, doch es war, als glitten sie durch zähen Schlamm. Und kaum lag ich flach da, strebten sie schon wieder mit aller Macht nach oben.

Nach etlichen fruchtlosen Versuchen gab ich es auf, fügte mich in die unbequeme Lage und konzentrierte mich auf meine Umgebung. Langsam gewöhnte ich mich an das Dämmerlicht, und erste Konturen wurden sichtbar.

Da war eine Wand zu meiner Linken; ein taumelndes, hin und her springendes Etwas, das mir seltsam unwirklich und verwischt erschien. Es kam näher, verharrte für einen kurzen Moment dicht neben meinem Kopf und entfernte sich dann wieder von mir, als der weiche, schwammige Untergrund, auf dem ich lag, plötzlich Wellen warf. Ich begann zu schwanken wie ein Boot auf hoher See – und gewahrte aus den Augenwinkeln einen schwachen Lichtschimmer... unter mir!

Hastig versuchte ich mich auf den Bauch zu drehen, ruderte wild mit Armen und Beinen, fand jedoch keinen Widerstand, nichts, woran ich mich hätte klammern und herumziehen können. Dennoch begann ich mich mit einem Male zu drehen – allerdings anders, als ich es geplant hatte. Meine Beine kippten nach oben weg, während mein Kopf nach unten tauchte. Sekundenlang hing ich lotrecht da, wie von den Fäden einer Marionette gehalten, dann glitt ich in einer fließenden Bewegung auf den Bauch.

Im gleichen Augenblick wünschte ich mir, auf dem Rücken geblieben zu sein. Der Sturm schlug wie mit unsichtbaren Fäusten auf mein Gesicht ein, raubte mir schier den Atem und brannte in meinen Augen. Wieder schwankte ich unkontrolliert hin und her; fast wie ein Blatt im Wind.

Ein Blatt im Wind! Endlich begriff ich.

ICH FIEL! ICH FIEL NOCH IMMER!

Ich stürzte einen steinernen Brunnen herab, einen Schacht, der kein Ende zu haben schien. Mein Gott... allein in der Zeit seit meinem Erwachen mußte ich kilometertief gefallen sein. Und wie lange war

ich ohne Bewußtsein gewesen? Wie weit war ich schon in die Tiefen der Erde gestürzt?

Ich hörte schnell auf, darüber nachzugrübeln, als mir bewußt wurde, daß ein Sturz für gewöhnlich mit einem Aufprall endet. Und so tief dieser Tunnel auch sein mochte – einen Grund mußte auch er besitzen. Wie lange würde es noch dauern, bis ich –

Nein! Nicht daran denken!

bis ich auf den Boden schlage, bis mein Körper zerfetzt und zu einem formlosen, blutigen Etwas auf dem harten Fels wird?

Mühsam nur konnte ich die nackte Panik unterdrücken. Ich konzentrierte mich mit aller Macht auf das Licht, das tief, unendlich tief unter mir leuchtete; ein kreisrunder, verwaschener Fleck inmitten undurchdringlicher Schwärze. Ein Fleck, der stetig heller und größer wurde!

Erwartete mich dort unten der Grund des Brunnens? War dort... das Ende? Ich biß mir kräftig auf die Lippen, und der plötzliche Schmerz drängte die Furcht abermals zurück.

Was war mit Sill geschehen? schoß es mir durch den Kopf. Sie war vor mir in den Schacht gestürzt, mußte also unter mir sein.

Ich rief ihren Namen, doch der Sturm riß mir das Wort von den Lippen; ich konnte es nicht einmal selbst verstehen. Dann aber sah ich gegen die Helligkeit des Fleckes unter mir, der mittlerweile zu beträchtlicher Größe angewachsen war, einen kleinen, taumelnden Schatten. Die Silhouette eines Menschen. Sill!

Im ersten Reflex begann ich wie von Sinnen zu winken und brüllte wieder und wieder ihren Namen. Als mir zu Bewußtsein kam, daß ich mich wie ein hirnloser Narr aufführte, war es schon fast zu spät.

Eine schwarze, verwischte Wand tauchte vor meinem Kopf auf, kam rasend schnell näher und traf die vorgereckten Hände.

Ein furchtbarer Schmerz schoß meine Arme hinauf und explodierte in meinem Gehirn. Ich fühlte mich nach oben- und herumgewirbelt, ein zweiter Schlag traf meinen rechten Schuh und riß ihn mir vom Fuß, dann schlug die Spitze des Stockdegens gegen den Fels, und ein Funkenregen schoß empor. Der helle, ferne Lichtfleck vollführte einen irren Veitstanz, verschwand hinter meinem Rücken, tauchte auf der anderen Seite wieder auf und kam endlich zum Stillstand.

Und jetzt erst begriff ich, wie knapp ich dem Tod entronnen war. Hätte die Wand des Brunnens meinen Kopf berührt... Ich wagte nicht, daran zu denken.

Meine Hände brannten wie Feuer, und Tränen trübten meinen Blick, doch ich verzichtete darauf, sie fortzuwischen, jetzt, da ich wußte, in welch tödliche Gefahr mich jede noch so kleine Bewegung bringen konnte. Ich breitete Arme und Beine weit aus und versuchte das Gleichgewicht zu wahren.

Fast hätte ich über meine Bemühungen gelacht, als mir klar wurde, wie sinnlos sie doch waren. Ob ich nun hier den Tod fand, zerschmettert an der vorbeihuschenden Felswand, oder ein paar Meilen und Minuten später, tief unten, am Grund des Schachtes – das Ergebnis blieb sich gleich.

Der leuchtende Fleck unter mir war nun zur Größe des Trafalgar-Square angewachsen, und seine Helligkeit drang bis weit in den Schacht vor. Nun konnte ich Sills Körper deutlich vor mir sehen – ein regloser Schemen, der mir mit unvorstellbarer Geschwindigkeit vorauseilte.

Jetzt mußte sie die leuchtende Scheibe erreichen, den Boden des Schachtes, der unser beider Grab werden würde! Ich wollte meinen Blick von dem Entsetzlichen wenden, das nun geschehen mußte, oder zumindest die Augen schließen, doch ich konnte es nicht. Wie gebannt hing mein Blick an Sills ausgestrecktem Körper, als er die Grenze zum Licht passierte – und weiter stürzte!

Es war ein Loch! Eine Öffnung zu einer gewaltigen Höhle... in der es taghell war?! Über hundert Meilen unter der Erde?

Mir blieben nur wenige Sekunden Zeit, meiner Verblüffung Herr zu werden, dann hatte ich selbst den Durchlaß erreicht und fiel aus dem finsteren Schacht hinaus in eine gleißende Helligkeit. Geblendet schlug ich die Hände vors Gesicht und geriet sogleich wieder in wilde, trudelnde Bewegung. Hastig versuchte ich mein Gleichgewicht wiederzufinden, überschlug mich ein paarmal und stürzte schließlich rücklings weiter.

Als ich meine Augen wieder aufriß, bot sich mir ein phantastischer Anblick, unglaublich und auf bizarre Weise von solcher Schönheit, daß ich für einen Moment sogar die tödliche Gefahr vergaß, in der ich schwebte.

Genau über mir verlor sich die dunkle Öffnung des Tunnels in der

Tiefe des Felsens. Eine Oase der Nacht inmitten gewaltiger, in sämtlichen Farben des Regenbogens glitzernder Kristalle, die sich zu allen Seiten bis an den Horizont erstreckten. Der Himmel war ein einziges Meer funkelnder Rubine, Achate, Diamanten und Smaragde, und sie alle waren von Tausenden kleiner Sonnen erfüllt, die ihr Licht verschwenderisch über mich ausschütteten. Riesige Stalaktiten, auch sie über und über mit edelsten Steinen besetzt, durchbrachen die gleißende See, und hier und da hatte eine Laune der Natur ovalförmige, blendend weiße Gebilde entstehen lassen; wie die Eier des sagenumwobenen Vogel Greyf.

Der Anblick hielt mich mit seinem Zauber gefangen; nie zuvor in meinem Leben hatte ich Ähnliches erblickt. Bis mich die Wirklichkeit wieder einholte: Wenn ich erst den Boden dieser Höhle erreichte, würde ich wohl auch nie wieder etwas Ähnliches erblicken!

Diesmal gelang es mir auf Anhieb, mich wieder auf den Bauch zu drehen. Doch wenn ich erwartet hatte, nun den nackten Fels auf mich zustürzen zu sehen, um im nächsten Augenblick darauf zu zerschellen, so sah ich mich getäuscht. Nicht, daß es mir etwas ausmachte!

Unter mir lagen dichte, grauweiße Wolken, die mir den Blick auf den Grund der Höhle verwehrten. Links von mir, Meilen entfernt, klaffte ein Riß in der Wolkendecke, und für einen Moment glaubte ich das Glitzern von Wasser zu erkennen.

Wasser! War das die Rettung? Sollte ich noch eine Chance haben, dem Tod zu entgehen?

Aber nein! schalt ich mich selbst einen Narren. Auch wenn dort unten die sanften Wellen eines ruhigen, friedlichen Ozeans auf mich warteten – bei dieser Geschwindigkeit, mit der ich stürzte, machte es keinen großen Unterschied, ob ich auf Wasser oder massiven Granitfelsen schlug.

Im nächsten Moment tauchte ich in die Wolken ein. Mit einem Male wurde aus der strahlenden Kristallsonne ein trübes, diffuses Halbdunkel. Feuchtigkeit schlug mir ins Gesicht und tränkte meine Kleidung. Ich bekam kaum noch Luft; meine Augen brannten wie Feuer. Dann war es vorbei. Die Wolkendecke lag hinter mir.

Und der nächste Alptraum begann.

Jetzt sah ich, was mich am Ende meines Weges erwartete. Und obwohl ich schon geglaubt hatte, auf den Anblick vorbereitet zu sein, schrie ich gellend auf.

Kein Meer. Kein Wunder, das ein gnädiger Gott im letzten Moment gewirkt hätte, um mich zu retten.

Unter mir erstreckte sich eine unendliche, nebeldurchzogene Landschaft; eine urzeitliche Welt im Dämmerlicht mit gewaltigen, feuerspeienden Bergen, bizarren Schluchten und seltsam flach gewölbten schmutzigweißen Hügeln.

Ein Land unter der Erde... merkwürdig – irgendwie schien mir dieser Anblick vertraut; wie ein Déjà-vu, ein Traumbild, das ich schon einmal zu sehen geglaubt hatte...

Dann erkannte ich Sill tief unter mir, und der Gedanke entglitt mir wieder.

»SILL!«

Ich sah, wie sie dem Boden entgegenstürzte, wie sie plötzlich, kurz vor dem tödlichen Schlag, auf den Rücken gewirbelt wurde und zu mir hinaufzublicken schien. Ich wußte nicht, ob sie mich sehen konnte in dieser letzten Sekunde. Ich wußte nicht, wo ihre Gedanken jetzt weilten, ob sie bei mir waren, der ich mit meiner Unbedachtheit unseren Tod heraufbeschworen hatte. Ich wußte nur, daß mir in jenem Augenblick das Herz brach. Daß ich meine Augen schloß, um den Anblick nicht ertragen zu müssen.

Mich trennten nur knapp zehn Sekunden von Sills Schicksal, und doch schien es mir, als würden Ewigkeiten vergehen. Ich preßte die Augenlider fest aufeinander, rollte mich zusammen wie ein Kind im Leib der Mutter.

Und dann: Ruhe. Ausgeglichenheit.

Eins sein mit dem Universum.

Kein Schmerz. Keine Trauer.

Und schließlich: der Aufprall.

* * *

Der Kreis aus geduckten, bleichen Gestalten öffnete sich, und ein Mann, der sich nur durch eine Halskette aus kleinen, dünnen Knochen und Zähnen von den anderen unterschied, trat dicht an Wells heran. In einer vorsichtigen, zögernden Geste streckte er den rechten Arm aus

und strich über Georges nackte Brust.

George Wells bäumte sich angewidert auf, als die langen, mehrfach gewundenen Fingernagel seine Haut berührten, doch er konnte sich kaum eine Handbreit bewegen. Man hatte ihm das Hemd vom Körper gerissen und ihn mit Armen und Beinen an ein Ding gefesselt, das ihm im ersten Moment wie ein überdimensionaler Schädel erschienen war. Und von dem er langsam begriff, daß er sich mit seiner ersten Vermutung – so unglaublich sie ihm auch jetzt noch erschien – keineswegs getäuscht hatte.

Ein gigantischer Totenkopf paßte einfach in die Szenerie, die ihn umgab: mit riesigen Farnen gedeckte Lehmhütten inmitten einer Landschaft, wie er sie nur aus naturwissenschaftlichen Büchern kannte.

Ferne, feuerspeiende Berge, bizarre Felsformationen aus erstarrter Lava, eine nebeldurchwogte Talebene, in die er von der Kuppe eines Hügels hinabblickte und in der sich Wesen tummelten, die er zunächst seiner überreizten Phantasie angerechnet hatte – zottige Mammuts mit langen, gebogenen Stoßzähnen, Raubkatzen, groß wie Pferde, die sich an eine Gruppe von Tieren heranpirschten, die ins Gigantische vergrößerten Ratten ähnelten.

Und der Tempel.

Ein Bauwerk, so gigantisch wie die Natur ringsum, aus schwarzem Basalt gefertigt und von Hunderten von Fackeln umringt, das sich im Zentrum des Dorfplatzes erhob und wie ein böser, drohender Fremdkörper inmitten der primitiven Hütten wirkte. Ein Gebäude, das ihm mehr Furcht einflößte als diese urzeitliche Welt.

Und dabei wußte George Wells nicht einmal, wie er hierhergelangt war. Das letzte, woran er sich erinnern konnte, war der Angriff Dutzender dieser bleichhäutigen Wesen, die über ihn hergefallen waren, kaum daß er seine vermeintliche »Vision« berührt hatte. Und daran, daß etwas Hartes, Spitzes seinen Nacken getroffen und ihn aus dem Grauen in eine gnädige Ohnmacht gerissen hatte.

Nun war er hier – in einem Land, das es einfach nicht geben durfte. Es mußte früher Abend sein, denn das Licht, das durch die tiefhängenden Wolken sickerte, war trüb und besaß kaum Kraft genug, ihn das unheimliche Tal erkennen zu lassen.

Das dürre, bleiche Wesen vor ihm tastete nach Georges bartlosem Kinn und zuckte zusammen, als George sich in seinen Fesseln

aufbäumte und den Kopf zur Seite warf. Dann erst schien es sich zu besinnen, daß der Gefangene gefesselt und hilflos war. Es stieß ein meckerndes Geräusch aus, wandte sich kurz zu seinen Stammesgenossen um und ließ eine Litanei grunzender, gutturaler Laute hören – bevor es abermals herumfuhr und George mit einem Ruck die langen Fingernägel über die Brust zog.

George Wells schrie vor Schmerz auf – die Nägel waren messerscharf und hinterließen blutige Spuren auf seiner Haut.

Wieder zuckte das Wesen zurück – diesmal eindeutig erschrocken – und starrte fassungslos auf Georges Lippen. Dann versuchte es den Schrei zu imitieren; ein heiseres Krächzen kam über seine Lippen.

Vielleicht war es diese plötzliche Angst des unheimlichen Angreifers, die George endlich die Zunge löste. Mit einem Male begriff er, daß diese Kreaturen mindestens ebensoviel Respekt vor ihm hatten wie er vor ihnen.

»Wo bin ich hier?« fuhr er den offensichtlichen Anführer der Sippe an. »Und wer seid ihr?«

Der Erfolg seiner Worte war gewaltig; wenn auch anders, als er es sich vorgestellt hatte. Binnen zwei Sekunden war der Platz vor dem Riesenschädel wie leergefegt – die Wesen waren vor dem Klang seiner Stimme in ihre Hütten aus Lehm und Farn geflohen.

Allein der Häuptling stand noch vor George; offenbar verbot ihm seine Ehre (wenn diese Kreaturen, den Tieren ähnlicher als den Menschen, Begriffe wie Ehre überhaupt kannten), vor dem Fremden die Flucht zu ergreifen. Und was ihm an Mut zu fehlen schien, begann er nun durch Wut zu ersetzen. Er fletschte die Zähne und hob einen weißen, länglichen Gegenstand vom Boden auf, den George erst erkannte, als er davon auf die Wange getroffen wurde.

Es war ein Knochen.

Ein eisiger Schrecken durchfuhr Georges Wells. Vor wenigen Stunden erst hatte er in einer fernen Zukunft Feinden gegenübergestanden, die ebensolche Waffen benutzten – den Morlocks. Und wenn diese Wesen hier den fetten Kannibalen des Jahres 802701 auch nur entfernt ähnlich sahen und auch das Licht nicht scheuten, so waren die erschreckenden Parallelen doch unverkennbar: die gleiche helle Haut, der starke Haarwuchs, die degenerierten, flachen Gesichtszüge.

Ein irrwitziger, böser Gedanke schlich sich in Georges Hirn. Sollten

diese Wesen Vorfahren jener Morlocks sein, die einst über die Erde herrschen würden?

Doch zusammen mit diesem Gedanken erwachte grimmiger Trotz in George Wells. Wenn dies wirklich die Ahnen der Morlocks waren, so bot sich ihm hier und jetzt eine unglaubliche Chance.

Er mußte sie vernichten, um die Zukunft der Eloi zu retten! Ihm selbst war der Rückweg versperrt, die Zeitmaschine ein Wrack, und doch konnte er gegen das Schicksal ankämpfen, das die Morlocks jenem friedliebenden Volk der Zukunft zugedacht hatten.

Obwohl der Schlag mit dem Knochen mit aller Wucht geführt worden war, spürte George den Schmerz kaum. Sekundenlang war er wie betäubt von der phantastischen Erkenntnis...

Er hatte die Macht, die Zukunft zu ändern!

Noch einmal zerrte er wie von Sinnen an seinen Fesseln – und biß die Zähne zusammen, als die groben Stricke in seine Handgelenke schnitten. Blut lief seine Arme herab, doch kein Laut des Schmerzes kam über Georges Lippen.

Der Häuptling der Weißhäutigen stieß einen dumpfen, grollenden Laut aus und hielt mit einem Male ein primitives, aus Knochen gefertigtes Messer in der Hand.

George hielt erschrocken inne.

Die Kreatur trat dicht vor ihn hin, hob das Messer und setzte es George an die Brust, gleich über dem Herzen. Die Spitze durchdrang die Haut. Ein einzelner, dunkelrot schimmernder Tropfen Blut trat aus der Wunde.

George Wells war Wissenschaftler, kein Kämpfer, doch in diesem Augenblick, da er selbst – und mit ihm die Zukunft der Eloi – verloren schien, brach der Urinstinkt des wilden Tieres aus ihm hervor.

Er riß den Kopf nach unten. Seine Stirn traf die des unheimlichen Wesens und ließ es haltlos zurücktaumeln. Mit einem gellenden Schrei bäumte er sich ein letztes Mal auf, legte all seine Kraft in den rechten Arm – und kam frei! Der Strick, der sich um seine Handgelenke gewunden hatte, zerriß mit einem krachenden Laut. Hastig bückte er sich, um auch die Fußfesseln zu lösen.

Der Häuptling hatte sich indessen von dem Schlag auf die Stirn erholt.

Doch er rief weder nach seiner Sippe, noch machte er Anstalten, George an seinem Tun zu hindern. Er stand einfach nur da und wartete ab, und auf seinen tumben Gesichtszügen schien sich so etwas wie ein Grinsen breitzumachen.

Und als George Wells sich endlich vollends von seinen Fesseln befreit hatte und sich auf ihn stürzen wollte, hob er einfach den Arm.

Etwas traf mit schmerzhafter Wucht Georges Hinterkopf. Für einen Moment spiegelte sich noch ungläubiges Erstaunen auf seinen Zügen wider, bevor er bewußtlos zusammenbrach.

* * *

Ich wußte, daß ich tot war.

Niemand konnte einen Sturz über Hunderte von Meilen überstehen.

Doch wenn dies das Paradies (oder die Hölle) war, so besaß ich auch hier noch immer einen Körper und ein Bewußtsein.

Um mich herum war vollkommene Stille und Dunkelheit. Ein zäher Brei umgab mich, schmiegte sich von allen Seiten an meinen Körper und drang mir in Mund und Nase. Es war ein Gefühl, als stände ich unter dem Einfluß einer betäubenden Droge. Alles war so... dumpf und unwirklich, als wäre ich gefangen in einem ewig währenden Zustand zwischen Wachen und Schlafen.

Dann wurde mir mit einem Male bewußt, daß ich nicht mehr atmen konnte. Im ersten Moment war ich nicht einmal besorgt darüber. Gleichgültig, was mit mir geschah – ein Sterben nach dem Tode konnte es nicht geben.

Dann fühlte ich, wie mir die Luft knapp wurde, wie feurige Sterne vor meinen Augen zu tanzen begannen. Ein Gefühl, das ich nur zu gut kannte, seit ich damals in Dagons unterseeisches Reich hinabgetaucht war.

Ich erstickte!

Also... lebte ich noch?!

Mein Verstand konnte den irrwitzigen Gedanken kaum fassen. Doch wenn ich es auch nicht zu begreifen vermochte... mein Instinkt, mein Überlebenswille reagierte. Ich warf mich in der zähen, klebrigen

Masse hin und her, wühlte in blinder Hast darin herum, stieß mich gleichzeitig wie ein Schwimmer mit den Beinen ab –

und brach durch!

Plötzlich drang helles Licht an meine Augen, und frische, köstliche Luft strömte durch eine kleine Öffnung in der breiigen Substanz. Ich zog mich noch weiter vor, gelangte mit dem Oberkörper ins Freie und würgte den ekelerregenden Brei aus mir heraus, schnappte wie ein Ertrinkender nach Luft.

Nach Minuten erst kam ich halbwegs zur Ruhe. Vorsichtig wand ich mich vollends aus dem zähen Schleim, kroch auf allen vieren ein paar Yards über steinigen Boden und drehte mich schließlich erschöpft auf den Rücken.

Mein Gott, ich lebte!

Ich schickte ein Dankgebet zum Himmel, bevor ich die Augen öffnete und das bizarre Wunder sah, dem ich mein Leben verdankte.

Hoch über mir wölbte sich ein seltsam anmutendes Dach; ein gigantischer Schirm rosafarbener Lamellen, aus dessen Mitte ein weißer, sich nach unten verdickender Stamm wuchs. Ein Stamm, der mir irgendwie feucht und aufgedunsen erschien und in dessen unterem Ende eine fleischfarbene Wunde klaffte; das Loch, durch das ich nach draußen gekrochen war.

Der Anblick der Lamellen erinnerte mich an irgend etwas, ohne daß ich sagen konnte, woran. Verwirrt erhob ich mich, taumelte ein paar Schritte weiter und sah abermals nach oben.

Und jetzt erkannte ich, was mich gerettet hatte. Mir stockte der Atem.

Es war ein Pilz!

Ein wahrhaft gigantischer, ins Riesenhafte vergrößerter Pilz!

Über eine Minute lang stand ich einfach nur da, ehrfurchtsvoll zu dem weißen Titanen aufblickend, dem ich mein Leben verdankte. Ich mußte mitten auf seine Kappe gestürzt sein. Mein Fall war von dem weichen, nachgiebigen Fruchtfleisch abgebremst worden, und ich war durch den Stamm fast bis zum Boden durchgedrungen.

Die Chancen, auf diese Weise gerettet zu werden, standen nicht einmal schlecht; um mich herum erstreckte sich ein ganzer Wald

dieser riesigen Pilze, dicht an dicht gedrängt. Von oben hatten sie wie flache, weiße Hügel ausgesehen.

Eine plötzliche Heiterkeit stieg in mir auf. Einem... einem Champignon verdankte ich mein Leben! Ich würde nie mehr ein Pilzgericht essen können, ohne andächtig vor dem Teller niederzuknien!

Ich ließ mich zu Boden sinken... und lachte. Lachte mir all die schreckliche Anspannung und Todesangst der letzten Stunden von der Seele; lachte, bis mein Bauch schmerzte und die Tränen in Strömen über meine Wangen rollten.

Lachte... bis mich ein plötzlicher Gedanke mit einem Schlag ernüchterte.

Sill! Was war mit Sill el Mot geschehen?!

Ich sprang wieder auf die Beine, lief einige Schritte ziellos in den Wald hinein, rief ihren Namen –

und blieb wie erstarrt stehen, als mein Blick auf einen länglichen, das spärliche Licht reflektierenden Gegenstand fiel, der unweit von mir am Boden lag.

Ihr Schwert.

Mit wenigen Schritten erreichte ich die beidseitig geschliffene Waffe. Sie war blankgezogen – die edelsteinbesetzte Scheide lag einige Yards entfernt –, und auf ihrer Klinge glänzte Blut!

Ich kniete nieder und nahm das Schwert vom Boden auf. Sill hatte es doch am Gürtel getragen; wie kam es also hierher? Dann bemerkte ich noch etwas: ein Büschel weißer, strähniger Haare lag vor mir auf der Erde. Verwirrt griff ich danach und rieb es zwischen meinen Fingern.

Was, um alles in der Welt, war hier geschehen? Ich erhob mich wieder und sah mich nochmals um. Schließlich entdeckte ich den Pilz, in den Sill gestürzt sein mußte, denn auch hier klaffte eine Öffnung im aufgeschwemmten weißen Fruchtfleisch des Stammes, doch war sie viel größer und zog sich fast um den gesamten Stamm herum. Gerade so... als hätte man Sills Körper von außen aus dem Pilz gegraben!

Dazu das Haarbüschel und das blutige Schwert – ich konnte nur zu einem Schluß kommen: Sill war von den Einwohnern dieser unterirdischen Welt entdeckt, überwältigt und entführt worden!

Und es war nicht einmal schwer, ihre Spur zu finden. Sill mußte sich wie eine Löwin gewehrt haben. Hier war der Boden aufgewühlt, dort glänzten matte Blutstropfen auf den Steinen. Es war eine deutliche Fährte, eine Spur, der ich folgen mußte, wollte ich Sill aus den Händen dieser Eingeborenen befreien.

Ich zögerte keine Sekunde. Das Blut am Boden war noch frisch; weit konnten die Entführer noch nicht gekommen sein. Ich nahm das Schwert auf, ließ die Klinge in die kostbare Scheide gleiten und folgte der Spur. Mein Respekt vor Sill wuchs mit jedem Schritt; das Schwert besaß ein solches Gewicht, daß ich geraume Zeit damit verbrachte, die günstigste Position zu finden, um es überhaupt tragen zu können.

Daß ein so schlankes und zartes Wesen wie Sill es mit spielerisch anmutender Leichtigkeit zu führen vermochte, erschien mir fast wie ein Wunder.

So durchquerte ich, das Schwert über die Schulter gelegt, den unterirdischen Pilzgarten, dessen dichtgedrängt stehende Giganten das Licht der Kristalldecke kaum bis zum Boden vordringen ließen. Hier wuchs nichts als dünnes, bräunliches Moos und einige Büschel Unkraut; ansonsten war die Erde steinig und karg. Es war eine düstere, trostlose Umgebung. Dieser Ort strahlte eine solch unheimliche Atmosphäre aus, daß ich unwillkürlich fröstelte und meinen Schritt noch beschleunigte. Ich konnte die Empfindungen nicht in Worte fassen, doch irgendwie schien mir dieser Wald der Pilztitanen... böse, vom Odem des Verderbens erfüllt. Als würden unter den eisigen Kappen namenlose Dinge lauern, die nur darauf warteten, daß ich stehenblieb, um sich auf mich herabfallen zu lassen. Ich vermied es, nach oben zu blicken, gefangen in der ungewissen Furcht, meine düsteren Ahnungen plötzlich bestätigt zu sehen.

Allmählich jedoch wurde der Pflanzenwuchs kräftiger und dichter und kündete das Ende des Waldes an. Und als ich schließlich die letzten Pilzriesen hinter mir gelassen hatte, blieb ich überwältigt stehen.

Vor mir erstreckte sich ein Tal wie aus einem Märchenbuch, üppige Natur in herrlichen Farben und allen erdenklichen Formen: turmhohe Stauden mit exotischen Blüten, natürlich gewachsene Brücken aus Schlinggewächs und umgestürzten, moosbewachsenen Baumstämmen, mannsgroße Farne und ganze Felder duftender Blumen, zwischen denen kleine, silberne Insekten umherflirrten. Und inmitten all dieser Pracht, wie ein silbernes Band, das sich zwischen den Wiesen und Felsen hindurchwand, ein klarer, leise murmelnder Bach.

Ich weiß nicht, wie lange ich einfach dastand, verzaubert von dem wunderbaren Bild, das sich mir bot. Unter dem Eindruck des finsteren Waldes hatte ich mich instinktiv auf schreckliche Gefahren eingestellt, blutrünstige Eingeborene, wilde Tiere, die über mich herfallen würden, kaum daß ich den Pilzgarten verlassen hatte.

Dies hier aber war... friedlich. Ich fand kein anderes Wort dafür. Es war eine Welt, von der ein jeder Mensch irgendwann einmal sehnsüchtig geträumt haben mußte, und die ich nun, einem Traumwandler gleich, in Besitz nahm.

Langsam schritt ich über ein Meer von Blüten, labte mich am Duft der Blumen und am klaren Wasser des Baches, spürte nicht einmal mehr das Gewicht des Schwertes auf meiner Schulter. Und seltsam... wieder hatte ich das Gefühl eines Déjà-vu; gerade so, als würde ich diese Welt nicht zum ersten Male sehen. Aber natürlich war das Unsinn; ich war nie zuvor im Leben hier gewesen.

Oder sollte ich vielleicht in einem Buch darüber –

Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das war es! Ich hatte darüber gelesen, vor vielen, vielen Jahren, als ich noch im Hafen von New York mein Unwesen als kleiner Dieb und Streuner getrieben hatte. Damals war das Buch eben DAS BUCH gewesen; es gab wohl keinen unter meinen Freunden, der es nicht mit Begierde verschlungen hatte.

Eine der Straßenbanden hatte es – zusammen mit dem ganzen restlichen Sortiment – aus einem aufgebrochenen Buchladen gestohlen, und es war danach wohl durch Hunderte kleiner schmutziger Hände gegangen. Ich wußte noch, daß ich die zerfetzten Seiten vor lauter Dreck kaum noch hatte entziffern können, als ich endlich an der Reihe war, das Buch zu lesen.

Mein Gott, wie alt mochte ich da gewesen sein? Wohl nicht älter als zwölf, dreizehn Jahre. Und trotzdem erinnerte ich mich noch so deutlich an den Titel, als wäre es gestern gewesen:

Meine wundersame und erschreckende Reise zum Mittelpunkt der Erde – Bericht einer wissenschaftlichen Excursion von Professor Otto Lidenbrock

Die Welt im Bauch der Erde! Ich konnte es kaum fassen. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken wie welkes Laub durcheinander, als ich versuchte, mich an längst vergangene Zeiten zu erinnern. Langsam nur ordnete sich das vergilbte Puzzlespiel, fügte sich Stein um Stein

zusammen und offenbarte mir erste Parallelen zu Lidenbrocks Berichten.

Und erste Denkfehler.

Plötzlich kamen mir Zweifel, ob ich tatsächlich in jenem »Reich unter der Erde« sein konnte, das der deutsche Gelehrte entdeckt hatte. Soweit ich wußte, hatte er seinen Abstieg in Island begonnen und war irgendwo in Italien wieder ans Licht des Tages gekommen. Und ich befand mich unter der Arabischen Wüste! Konnte sich jene unterirdische Welt denn derart weit erstrecken?

Wenn dem so war (und das schien mir im Moment die einzig logische Erklärung zu sein), dann bildete das Meer, das ich kurz vor meinem Absturz durch die Wolken erblickt hatte, die Brücke zwischen »meiner« und Lidenbrocks Welt. Das war durchaus möglich – ich wußte noch, daß er den Ozean als »schier grenzenlos« bezeichnet hatte. Mit einem Boot oder Floß mußte es demnach möglich sein, die Wasserwüste zu durchqueren und durch denselben Ausstieg an die Oberfläche zu gelangen, den schon Lidenbrock genommen hatte – den Vulkankrater der Insel Stromboli!

Endlich ein Lichtblick, eine Hoffnung, an die ich mich klammern konnte, nachdem ich mich schon in das Schicksal ergeben hatte, auf ewig hier unten gefangen zu sein. Jetzt galt es nur noch, Sill zu finden und zu befreien, und –

Nur! Mein Optimismus erhielt einen kräftigen Dämpfer, als mir klar wurde, daß ich von nun an eine Stecknadel im Heuhaufen suchen mußte. Hatte ich bis hierhin einer mehr oder weniger deutlichen Spur folgen können, so verlor sie sich nun im hohen Gras dieser paradiesischen Landschaft. Und es war wohl wahrscheinlicher, daß die Eingeborenen mich entdeckten anstatt ich sie.

Keine sonderlich freundlichen Aussichten. Doch was nützte es mir, am Erfolg meiner Suche zu zweifeln. Ich mußte weiter, mußte wenigstens versuchen, Sill el Mot zu finden, bevor sich ihre Entführer näher mit ihr befassen konnten.

Also packte ich das Schwert fester und behielt die eingeschlagene Richtung bei. Die Eingeborenen waren vermutlich auf dem Weg zu ihren Behausungen (sofern es sich um halbwegs zivilisierte Wesen handelte), und ich glaubte kaum, daß sie mit einer Gefangenen große Umwege gingen.

Und tatsächlich hatte ich Glück – es war noch keine halbe Stunde

vergangen, als ich auf einen schmalen Fußweg stieß, dem ich von nun an folgte. Die Landschaft um mich herum hatte sich kaum verändert; noch immer herrschten überdimensionale Gewächse vor, vereinzelt stehende Pilzgiganten und Blumen in verschwenderischer Blütenpracht. Doch je weiter ich kam, um so mehr wandelte sich das Bild. Die Felsen, zwischen denen sich der Pfad einherwand, wuchsen allmählich an und versperrten mir die Sicht.

Und dann stand ich vor dem Eingang zu einer schmalen Schlucht.

Und sah mich einem neuen, phantastischen Wunder dieser unterirdischen Welt gegenüber.

Kristalle. Ein Meer von Kristallen. Die ganze Schlucht, gut eine halbe Meile breit und drei Meilen lang, war ein einziger Garten mannshoher, schlanker Kristallsäulen, die das Licht millionenfach brachen und in solchem Glanz erstrahlten, daß ich geblendet die Augen schloß.

Fasziniert ging ich einige Schritte in die Schlucht hinein und berührte einen der gläsernen Türme. Er fühlte sich kalt und glatt an wie poliertes Eis. Vorsichtig schritt ich weiter und bemerkte in meinem Staunen nicht, daß ich vom Weg abgewichen war.

Erst als ich zwischen faustgroße Kristalle trat und das Gleichgewicht verlor, wurde ich mir der Tatsache bewußt, daß der gewundene Pfad nicht einmal in die Schlucht hineinführte! Ich stolperte vorwärts, prallte unsanft gegen einen der hohen Steine und schrie auf, als ein stechender Schmerz durch meine Schulter zuckte.

Das Echo meiner Stimme fing sich zwischen den Wänden der Schlucht und wurde dutzendfach zurückgeworfen. Und im gleichen Moment glaubte ich eine rasche, huschende Bewegung vor mir zu sehen!

Blitzschnell fuhr ich herum und drückte mich dicht an eine der Kristallsäulen, lehnte das Schwert behutsam dagegen und zog den Stockdegen unter meinem Gürtel hervor.

Obwohl ich die Bewegung nur für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augenwinkeln gesehen hatte, glaubte ich doch, eine hochgewachsene menschliche Gestalt erkannt zu haben. Einer der Eingeborenen?

Unendlich langsam schob ich mich an der spiegelglatten Fläche entlang und spähte um die Kante des Kristalls.

Nichts.

Natürlich; was hatte ich erwartet? Er mußte mich gesehen haben.

Was nun? War es überhaupt noch sinnvoll, sich verstecken zu wollen? Sollte ich nicht vielmehr versuchen, Kontakt mit dem Wesen aufzunehmen?

Kurz entschlossen nahm ich die Hand mit dem Degen hinter meinen Rücken, atmete noch einmal tief durch – und trat aus meiner Deckung hervor,

»Hallo!« versuchte ich mein Glück. »Ist da wer?«

Und sprang im gleichen Moment mit einem entsetzten Keuchen zurück. Wieder klang ein dutzendfaches Echo meiner Worte auf – doch es kam nicht von den Wänden der Schlucht.

Es erklang aus... meinem Mund! Oder besser: aus den Mündern Dutzender Robert Cravens, die mit einem Male vor mir standen. Vollendete Doppelgänger, die im gleichen Moment aus den umliegenden Kristallen getreten waren, als ich die Worte ausgesprochen hatte!

Ich riß den Degen hinter meinem Rücken hervor und führte einen hastigen Streich gegen die unheimlichen Erscheinungen. Und traf doch nur ins Leere. Denn kaum war das Echo verklungen, da lösten sich auch meine Spiegelbilder in Nichts auf.

Noch am ganzen Leibe bebend, blieb ich reglos stehen. Mein Herz pochte schmerzhaft gegen die Rippen, mein Atem ging keuchend. Der Schreck saß mir tief in den Knochen, und ich mußte mich überwinden, den Degen herabzunehmen. Nun war mir auch klar, warum der Pfad nicht direkt durch diese Schlucht verlief – jeder Laut, der ein Echo erzeugen konnte, schuf gleichzeitig auch Kopien des Lebewesens, das ihn ausgestoßen hatte!

Und doch schienen die kristallenen Doppelgänger ungefährlich zu sein; vergängliche Launen einer bizarren, fremden Natur.

Ich beschloß, noch einen Versuch zu wagen, und stieß einen schrillen Pfiff aus.

Die Kristalle sogen den Laut förmlich in sich auf. Rings um mich herum erglühten die mannshohen Säulen in gleißendem Licht, und ein leises Zittern wie von bewegtem Wasser lief über ihre Oberfläche. Wieder lösten sich meine Spiegelbilder aus den Kristallen; diesmal jedoch waren es ungleich mehr.

Und jetzt erlebte ich einen Effekt, der mich schaudern ließ: für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, aus Hunderten verschiedener Körper zu bestehen, aus Hunderten von Augen zu blicken und mich dabei selbst aus Hunderten verschiedener Blickwinkel zu sehen.

Für einen kurzen Moment war ich eins mit meinen künstlichen Brüdern; ein Gefühl, das meinen Geist gleichzeitig zu zerreißen und wie mit einer unsichtbaren Faust zusammenzupressen schien. Ein heftiger Schmerz durchzuckte meinen Kopf, und Übelkeit stieg wie eine dunkle Woge in mir auf. Mich schwindelte, und hätte ich mich nicht im letzten Moment an einem der Steine festgeklammert, so wäre ich gestürzt.

Noch halb betäubt griff ich nach Sills Schwert und taumelte auf den Ausgang der Schlucht zu. Ich fühlte mich, als hätte man mein Gehirn auseinandergenommen, in kleine Scheiben zerschnitten und falsch wieder zusammengesetzt.

Und das war auch der Grund dafür, daß ich blind und taub in mein Schicksal rannte. Als ich endlich die Gefahr erkannte, war es zu spät.

Ein riesenhafter, dunkler Schatten wuchs vor mir in die Höhe, kaum daß ich den Ausgang erreicht hatte, ein Schemen, in dem kleine bösartige Augen wie Kohlen glühten. Aasgeruch stach in meine Nase und raubte mir den Atem. Ein schreckliches, irgendwie nasses Geräusch klang auf, ein Grollen, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Ich schrie auf und warf mich zurück, doch meine Reaktion kam zu spät, viel zu spät.

Ich sah nicht einmal mehr, was sich da auf mich stürzte. Plötzlich war die Welt um mich herum nur weiches, schwammiges Fleisch und reißender Schmerz. Ich fühlte noch, wie etwas meine Hüfte umschloß, wie mein Kopf in nasses, schleimiges Gewebe traf und ich in die Höhe gerissen wurde.

Dann kam die Dunkelheit...

* * *

Sie hatten ihn getäuscht, und er war darauf hereingefallen wie ein Narr.

Es war George im gleichen Moment klargeworden, da er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht und den Blicken der grinsenden Menge begegnet war, die ihn umstand.

Sie hatten mit ihm gespielt wie eine Katze, die der Maus vorgaukelte, sie hätte noch eine Chance zu entkommen, bevor ein rascher Biß ihr Leben beendete.

Diese Wesen waren weder so primitiv und tierhaft, wie er sie eingeschätzt hatte, noch zeigten sie Angst vor ihm. Genausowenig wie die Morlocks, die ihm auch erst wie niedere Höhlenmenschen erschienen waren und sich dann sogar als fähig entpuppt hatten, gewaltige Maschinen zu bedienen.

Es war nichts weiter als ein Test gewesen. Ein Test, um herauszufinden, ob er geeignet war. George Wells wußte nicht, für welche Gelegenheit, und er hatte auch keine sonderliche Lust, es zu erfahren. Er wußte nur, daß sie offensichtlich mit dem Ergebnis zufrieden waren. Und daß es keine angenehme Überraschung sein würde.

Spätestens, seit sie ihn vor ihren unheimlichen schwarzen Tempel gezerrt und begonnen hatten, ihm die Steintafeln zu zeigen.

Der Häuptling riß ihn auf recht unsanfte Art aus seinen finsteren Gedanken, als er das stumpfe Ende eines Speeres in Georges Seite rammte. Er unterstrich die Geste noch mit einem dumpfen Knurren, dann griff er nach der vierten der kunstvoll bemalten Steintafeln und hielt sie dicht vor Georges schmerzverzerrtes Gesicht.

George Wells versuchte wieder, den Kopf demonstrativ zur Seite zu nehmen, und wieder handelte er sich einen derben Schlag in die Nieren ein. Allmählich begriff er, daß es wenig Sinn hatte, sich diesen unzivilisierten Wesen widersetzen zu wollen. Alles, was er damit erreichte, waren ein paar Prellungen und blaue Flecken. So drehte er schließlich doch den Kopf und starrte wütend auf den bemalten Stein.

Und konnte ein leises Schaudern nicht unterdrücken.

Hatten ihm die bisherigen Tafeln nur Szenen aus dem Leben dieser Dorfgemeinschaft gezeigt, Frauen bei der Arbeit, spielende Kinder und so etwas wie ein Stammesritual, das in düsteren Farben gemalt war, so offenbarte sich ihm nun ein Schrecken, der nur einem Fiebertraum des urweltlichen Künstlers entsprungen sein konnte.

George fröstelte. Unwillkürlich beugte er sich weiter vor und

betrachtete jede Linie, jede Farbnuance des Bildes genauer. Seltsam... obwohl es ihn abstieß und mit Ekel erfüllte, zog es ihn doch gleichermaßen in seinen Bann. Etwas... Unsichtbares, Mächtiges ging von diesem Bild aus; etwas, das George sich nicht erklären konnte und das ihn doch mit perfider Neugierde erfüllte, als betrachte er mit gierigem Interesse die Opfer eines schrecklichen Unfalles.

Wieder zeigte das Bild eine Szene aus dem Dorf; deutlich konnte George die groben Umrisse des Tempels im Hintergrund erkennen. Wieder waren Frauen und Kinder, die schreiend durcheinanderrannten, auf der Darstellung vertreten, dazu einige Männer mit langen, schmutzigen Bärten, die angsterfüllt auf der Erde kauerten. Er sah Symbole und Gegenstände, die verstreut am Boden lagen und auf eine Zeremonie hindeuteten.

Und inmitten dieses Chaos aus flüchtenden, schreienden oder vor Angst erstarrten Menschen hockte ein... Ding.

George konnte es nicht anders beschreiben. Es war nicht mehr als ein blasser, unförmiger Fleck zerlaufener Farben, der sich wie ein monströser Fremdkörper in das Bild drängte. Und doch war er mehr als das, viel mehr!

Aus seinem aufgedunsenen Leib, der wie ein Turm in die Höhe wuchs und sogar den Tempel noch überragte, streckten sich verkrampfte, blutige Arme dem Betrachter entgegen, flossen unzählige rote Ströme hervor und versickerten in der Erde. Und während George mit wachsendem Schrecken das Bild in sich aufnahm,

bäumte das Ungeheuer sich noch weiter auf; schien sein Körper zu zerfließen und dünne, peitschende Tentakel zu bilden, die nach den Flüchtenden griffen, sie mit grausamer Gewalt packten und in die Höhe rissen. Ein fleischfarbenes, bizarr geformtes Maul klaffte plötzlich in der wogenden Haut des Ungeheuers, lange, dolchartige Zähne glitten aus den schwammigen Lippen. Einer der Tentakel, eine wild um sich schlagende Frau in seinem Griff, zuckte nach oben, näherte sich dem Maul. Eine schwarze, naß glänzende Zunge peitschte daraus hervor, wand sich blitzschnell um den dürren Körper und zog sich wieder zurück. Und als die Frau halb im Maul des Untiers verschwunden war, schnappten die Zähne zu –

George schrie entsetzt auf und warf sich im Griff der Eingeborenen zurück. Sekundenlang wehrte er sich noch verzweifelt und in nackter Panik gegen ein Bild, das allein in seinem Geist existierte, bis sein Verstand endlich zur Wirklichkeit zurückfand.

Bis er wieder die einfache, mit groben Strichen bemalte Steinplatte vor sich sah, auf der das schreckliche Wesen nicht mehr war als ein verlaufener Fleck.

Er hatte geträumt. Und doch die Wirklichkeit gesehen in einer grauenvollen Vision, die ihm das Bild aufgezwungen hatte.

George atmete schwer. Nur langsam beruhigte sich sein rasender Herzschlag. Für Sekunden hatte er dem Monstrum wahrhaftig gegenübergestanden, hatte seine üble Ausdünstung gerochen und die Todesschreie gehört.

Doch der Häuptling ließ ihm nicht viel Zeit, das Unglaubliche zu verkraften. Wieder traf die Lanze seine Seite und trieb ihm die Tränen in die Augen, doch diesmal war George fast dankbar für den Schmerz, denn er half ihm, den Schrecken zu überwinden und vollends in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Er sah auf und begegnete dem Blick des bleichen, schuppenhäutigen Wesens vor ihm. Und diesmal sah er keine Wut darin, sondern Traurigkeit. Der Häuptling ließ die Steintafel sinken und deutete mit dem Speer in die Runde.

George begriff nicht sofort, aber er folgte der Geste, die das ganze Dorf und alle Eingeborenen, die sich auf dem Tempelplatz versammelt hatten, einschloß.

Es waren Männer – alle! Keine einzige Frau hielt sich in ihrer Mitte auf.

»Es… holt sich eure Frauen«, murmelte George betroffen. Dann erst begriff er wirklich.

»Es… es lebt?! Es lebt wirklich?«

Plötzlich fror Herbert George Wells, aber es war eine Kälte, die von innen, aus der Tiefe seiner Seele kam, wo die dunklen Schatten seiner Ängste und Alpträume nisteten, die nun langsam begannen, an die Oberfläche seines Bewußtseins zu kriechen.

Obwohl der Häuptling seine Worte wohl kaum verstanden hatte, schien er ihren Sinn doch zu begreifen, denn er legte die Steintafel vor seinen Füßen zu Boden, straffte sich mit einem Ruck und bedeutete seinen Leuten durch ungeduldige Gesten, den Fremden auf die Beine zu stellen.

Dann nahm er seinen Speer in beide Hände, trat einen Schritt auf George zu – und hielt ihm die Waffe feierlich entgegen.

Wieder dauerte es einen Moment, bis George Wells begriff. Dafür aber nur zu gut! Hastig wich er einen Schritt zurück und hob abwehrend die Hände. Diese Wilden hatten vor, ihn gegen dieses Monstrum kämpfen zu lassen!

Ein derber Stoß traf seinen Rücken und ließ ihn wieder auf den Häuptling zutaumeln. Dessen feierlicher Gesichtsausdruck hatte sich abermals gewandelt, war zu einer wütenden Grimasse geworden, in der zwei dunkle Augen George fordernd und unnachgiebig fixierten. Wieder hielt er George Wells den Speer hin und deutete auf die vierte Steintafel, als George noch immer nicht reagierte.

Dann schien er einzusehen, daß er auf diese Weise seinen Gefangenen nicht dazu bewegen konnte, den Speer und damit die Herausforderung zum Kampf anzunehmen.

Doch wenn George erwartet hatte, daß sich die bleichen Urwesen nun auf ihn stürzen würden, so sah er sich getäuscht. Statt dessen stieß der Häuptling einige dumpf klingende Laute aus, und zwei seiner Sippe eilten zum Eingang des Tempels und verschwanden darin.

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis sie zurückkehrten.

George Wells stockte der Atem. Er wußte im gleichen Moment, daß er verloren hatte.

Denn zwischen ihren dürren, schmutzigweißen Armen hielten die Eingeborenen ein Geschöpf, das ebensowenig in diese verwunschene Welt paßte wie er selbst: eine dunkelhaarige, hochgewachsene Frau im braunen Umhang, unter dem die stählernen Maschen eines Kettenhemdes glänzten. Eine menschliche Frau, wenngleich sie in ihrer eigenartigen Kleidung aussah, als wäre sie einer anderen, jüngeren Vergangenheit entsprungen.

Sie wehrte sich tapfer gegen den Griff der Eingeborenen, doch ihre Bewegungen waren fahrig und wirkten müde, als hätte man sie unter Drogen gesetzt. Ihr Blick war glasig und wie in weite Ferne gerichtet. Sie erkannte George nicht einmal als Vertreter ihrer eigenen Rasse, als er sie ansprach.

Einen Herzschlag später traf ihn ein zorniger Hieb des Häuptlings auf den Mund. Georges Unterlippe platzte auf, und der süßliche Geschmack von Blut mischte sich in den plötzlichen Schmerz. Wütend

fuhr er herum, um dem Wilden das Blut ins Gesicht zu spucken, verzichtete dann aber doch darauf, als er die Spitze des Speeres dicht vor seinen Augen auftauchen sah.

Der Häuptling blickte ihn unter halb geöffneten Lidern an. Unschwer konnte George den Triumph aus seinen Zügen lesen, als er langsam die Hand hob, erst auf das Ungeheuer auf der Steinplatte, dann auf den Speer, danach auf George und schließlich auf die schlanke, dunkelhaarige Frau deutete. Dann hielt er George abermals die Waffe entgegen, fuhr sich mit der anderen Hand ruckartig über die Kehle und zeigte noch in derselben Bewegung wieder auf die Frau.

Die Geste war nur allzu deutlich.

Wenn George den Speer nicht annahm, würde sie sterben, gleich hier, vor seinen Augen.

George Wells starrte den Häuptling haßerfüllt an, doch er zögerte nicht länger. Ihm blieb keine andere Wahl. Als sich seine Finger um den kühlen, hölzernen Schaft schlossen, wußte er, daß er – wenn vielleicht auch nur für einen Moment – das Leben der jungen Frau gerettet hatte.

Und sein eigenes verspielt...

* * *

Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Eine schleimig nachgiebige Substanz wie rohes, kaltes Fleisch umhüllte meinen Oberkörper und schob sich weiter daran herab. Ein schnelles Pulsieren wie von einem hektisch schlagenden Herzen nahm mich auf, zog mich nach oben und weiter in das Ding hinein. Verzweifelt wollte ich um mich schlagen, doch ich konnte meine Arme kaum mehr bewegen. Es war, als lägen Zentnergewichte auf meinen Gliedern und preßten langsam, aber unerbittlich das Leben aus mir heraus.

Mein Kopf glitt durch schwammiges Gewebe. Instinktiv hatte ich die Luft angehalten, als das Ding über mich hergefallen war, doch nun spürte ich mit jeder Sekunde, wie der Schmerz in meiner Brust zunahm, wie das Verlangen, den Mund zu öffnen und tief einzuatmen, immer drängender und verlockender wurde.

Selbst, wenn es meinen Tod bedeutete.

Ich fühlte, wie auch meine Beine von der nachgiebigen Masse umschlossen wurden. Nun war ich gänzlich im Schlund dieses amorphen Wesens verschwunden!

Dieser furchtbare Gedanke gab mir noch einmal Kraft. Ich bäumte mich auf, zwang meine Arme durch die klebrige Masse hindurch und versuchte verzweifelt, den Stockdegen an meiner Seite zu erreichen. Feurige Kreise begannen sich vor meinen Augen zu drehen.

Ein paar Sekunden noch… einen kurzen Moment nur… nicht atmen… nicht atmen!

Zu spät.

Ich riß die Augen auf, warf meinen Kopf weit zurück – und versuchte Luft zu holen, in der schrecklichen Gewißheit, das kalte, schleimige Gewebe im nächsten Augenblick in meinem Mund zu fühlen und elendiglich zu ersticken.

Doch nichts dergleichen geschah. Warme, stinkende Luft füllte meine Lungen; eine trübe Wolke feuchter Ausdünstungen, die mich vor Abscheu aufstöhnen ließ… und doch wie köstlicher Nektar schmeckte.

Jedenfalls im ersten Moment. Dann verwandelte sich mein Magen in einen formlosen Klumpen puren Ekels, und ich mußte all meine Willenskraft aufbieten, mich nicht zu übergeben.

Was auch immer mich verschluckt hatte – es war ein lebendes, atmendes Wesen, das den Sauerstoff ebenso brauchte wie ich. Und nur die Tatsache, daß ich noch nicht in seinen Magen gewandert war, rettete mich. Vorerst.

Lange jedoch konnte dieser Zustand nicht anhalten; deutlich spürte ich die wellenartigen Bewegungen des Schlundes, die mich weiterzogen, tiefer in die Eingeweide dieses amorphen Wesens hinein.

Und zu den ätzenden Verdauungssäften hin, die mich bei lebendigem Leibe zersetzen würden!

Mühsam nur konnte ich die Panik unterdrücken, die mich zu überfallen drohte. Wieviel Zeit blieb mir noch?

Wieder versuchte ich meine Arme herabzuzwingen, kämpfte mit zäher Verbissenheit um jeden einzelnen Zoll, den ich der zähen Masse abtrotzen konnte. Doch ich kam nur langsam voran; viel zu langsam. Schließlich gab ich es auf, beide Arme an ihr Ziel bringen zu wollen,

und konzentrierte alle verbleibende Kraft in meine Rechte.

Und endlich, nach Minuten, die mir wie eine Ewigkeit erschienen waren, berührten die Kuppen meiner Finger den Kristallknauf des Stockdegens. Mit einem letzten Ruck schob ich die Hand ein weiteres Stück vor – und umschloß den kühlen Kristall.

Und spürte im gleichen Moment, wie er unter meinen Fingern zu pulsieren begann und sich gleichsam erhitzte. Eine Welle neuer Kraft schoß durch meinen Arm, rann wie glühende Lava durch die Adern bis hinauf in mein Gehirn.

Ich packte den Stockdegen fester und riß ihn herum.

Jedenfalls wollte ich es. Die schlanke Klinge des Degens bewegte sich um keinen Inch. Entsetzt hielt ich einen Moment inne, um dann mit doppelter Anstrengung an dem kristallenen Knauf zu zerren.

Vergeblich. Irgend etwas hielt den Degen fest. Ich konnte ihn nicht herumzwingen, um eine Öffnung in das schwammige Fleisch zu schneiden und so aus dem Schlund dieses Wesens zu entkommen.

Wieder wollte die Panik mein logisches Denken beiseitewischen, und wieder zwang ich mich mit aller Macht zur Ruhe. Wenn ich schon nicht aus meinem schrecklichen Gefängnis entfliehen konnte, so mußte ich mich wenigstens schützen, bevor mich das Ding schlichtweg verdaute!

Und plötzlich wußte ich, was ich zu tun hatte. Im Grunde genommen war es nicht einmal schwer; ich hatte es schon einige Male zuvor geschafft: damals im kochenden Miscatonic River, als ich Shannon aus den entfesselten Fluten gerettet hatte, dann tief unter dem Meer, als ich auf Dagons »Kinder« gestoßen war, und schließlich am brodelnden Kratersee des Krakatau.

Ein magischer Schutz, der meinen Körper umhüllte wie eine zweite, undurchdringliche Haut.

Ich konzentrierte mich, versuchte all den Schrecken, die Angst und den Selbstzweifel in den finstersten Winkel meines Bewußtseins zu verbannen und das magische Erbe, das tief in mir schlummerte, neu zu beleben.

Es bereitete mir Mühe – viel mehr Mühe als die ersten Male, dachte ich erschrocken. Doch was hatte ich erwartet; ich war eben nicht der Übermensch, den viele in mir sahen, und die Geschehnisse der letzten

Stunden hatten mehr an meinen geistigen denn an den physischen Kräften gezehrt.

Trotzdem gab ich nicht auf – was blieb mir auch anderes übrig, wollte ich die nächsten Minuten lebend überstehen –, und schließlich hatte ich Erfolg. Ein mentaler, unsichtbarer Schild schob sich zwischen das amorphe Gewebe und meinen Körper und umschloß mich wie eine Fruchtblase das ungeborene Kind. Selbst der stinkende, ekelerregende Atem des Wesens schien nur wie durch einen Filter zu mir vorzudringen, so daß ich für einige Augenblicke reglos verharrte und dankbar die Luft in meine Lungen sog.

Dann begann ich, meine Umgebung näher zu erforschen. Natürlich konnte ich in der absoluten Dunkelheit, die mich umgab, nichts erkennen – jedenfalls nicht auf normale Weise. Doch es gab Wege, auch ohne Augen zu sehen.

Behutsam löste ich einen Teil meines Geistes vom Körper und drang in die Dunkelheit und den Leib des Wesens ein. Im nächsten Moment zog ich meine Geistfühler mit einem schmerzhaften Schrei zurück.

Für eine Sekunde nur hatte ich das Ding, das mich verschlungen hatte, in mir gespürt. Es war eine fast körperliche Berührung gewesen, ein Schlag, der mein Gehirn getroffen und beinahe betäubt hätte.

Das Wesen war böse, abgrundtief böse. Es war nicht allein die animalische Wildheit, die jeder Kreatur innewohnt. Es war mehr als das, viel mehr.

Ich konnte mein Gefühl nicht begründen, doch im gleichen Moment, da ich mit dem Untier verschmolzen war, hatte ich gewußt, daß es nicht von dieser Welt war. Nicht einmal von dieser unterirdischen, fremden Welt. Es war ein Fremdkörper in der Wirklichkeit, eine Inkarnation der Hölle, allein geschaffen, um zu töten und Leid und Vernichtung zu bringen.

Und doch war sein Körper verletzlich, wenngleich ich auch zu wissen glaubte, daß mehr als ein Speer oder gar eine Haubitze dazu nötig waren, ihn zu vernichten. Es war sein Geist, der unsterblich war, der sich im Körper eines gigantischen weißen Wurmes manifestiert hatte, um mit ihm über dieses unterirdische Reich zu herrschen.

All dies war mir im Bruchteil einer Sekunde bewußt geworden, in dem einen winzigen Augenblick der Verschmelzung. Und lange noch, nachdem ich mich aus dem fremden Geist zurückgezogen hatte, war ich wie gelähmt vor Angst und Schrecken, unfähig, auch nur einen

klaren Gedanken zu fassen.

Es dauerte Ewigkeiten, bis ich mich wieder halbwegs beruhigt hatte. Bis mir klar wurde, daß ich noch einmal diesen Weg des Grauens gehen mußte, daß es keine Alternative gab, um eine Möglichkeit zur Flucht zu finden.

Diesmal war ich gewappnet gegen die Woge des Bösen, die mich erneut zu überrollen drohte, und mit äußerster Willenskraft gelang es mir sogar, sie ein wenig zu mildern, bevor sie meine Seele erreichte. Und doch blieb ein Teil der schwarzen Macht präsent, stark genug, eisige Kälte über meine Gedanken zu legen und sie in quälende, ungewisse Furcht zu hüllen.

Mein Tasten durch das Nervensystem der Kreatur, durch ihre Adern, in denen zähes, farbloses Blut pulsierte, war eine Reise durch den Wahnsinn. Mehr als einmal war ich fast entschlossen, kehrtzumachen und hastig wieder mit meinem Körper zu verschmelzen, doch ebensooft siegte die Gewißheit, daß es dann keine Chance mehr für mich geben würde, aus diesem bizarren Kerker zu entkommen.

Schließlich, nach Äonen, wie es mir schien, hatte ich mein Ziel erreicht: den Sehnerv des Ungeheuers. Ich glitt weiter daran entlang, erreichte das Auge. Und dann sah ich die Welt mit den Augen der Kreatur; ein seltsam farbloses, verschwommenes Etwas, in dem nur eine Wahrnehmung deutlich und existent schien: Nahrung.

Aber es war nicht dieses verzerrte, unwirkliche Bild, das mich erschreckte. Es war die »Nahrung« selbst, die sich der amorphe Wurm in diesem Augenblick auserkoren hatte – eine Herde gewaltiger, zottiger Ungetüme mit gewundenen Stoßzähnen und grauen, fellbewachsenen Rüsseln.

Natürlich erkannte ich sie sofort, doch der Anblick dieser längst ausgestorbenen Kolosse kam so unerwartet, daß mein Verstand sich für Sekunden schlichtweg weigerte, das Bild als Wirklichkeit anzuerkennen.

Und doch – die Mammuts waren real.

Und sie hatten den Feind, der sich in fließenden, schnellen Bewegungen auf sie zuschob, bereits bemerkt. Ein sichtbarer Ruck ging durch die gut dreißigköpfige Herde der grauen Giganten. Ihre mächtigen Schädel schwangen herum, ein urgewaltiges Trompeten dröhnte plötzlich in meinen Ohren. Die Tiere wandten sich der näherkommenden Gefahr zu, die Köpfe gesenkt und die Rüssel in

drohender Gebärde erhoben.

Doch dann geschah etwas, das mir die Gewißheit gab, daß der weiße Wurm der König und Tyrann dieser phantastischen Welt war. Kaum hatten die Urelefanten die Witterung ihres Feindes aufgenommen, als eine neuerliche, diesmal eindeutig angsterfüllte Bewegung durch ihre Reihen lief. Ich konnte beinahe fühlen, wie eine Woge der Furcht auf die Herde übergriff und sie einen Herzschlag lang lähmte.

Und dann in schierer Panik in die Flucht trieb. Mit einem Male war aus der Masse zottiger Giganten, aus der Übermacht todbringender Stoßzähne und tonnenschwerer Leiber ein Haufen verängstigter Tiere geworden, die sich bei ihrer überstürzten Flucht zum Teil gegenseitig verletzten und die kleineren Jungtiere einfach niedertrampelten.

Allein der Leitbulle der Herde, ein Koloß, der die anderen Giganten noch um Haupteslänge überragte, blieb unbeirrt stehen und starrte dem Wurm entgegen. Er hob den Rüssel an die Stirn und ließ ein Brüllen hören, das für sich schon ausgereicht hätte, einen Angreifer in die Flucht zu schlagen.

Den weißen Wurm trieb es nur noch weiter an. Entsetzt sah ich durch die Augen der Bestie, wie sie sich dem Mammut näherte – mit einer Geschwindigkeit, die dem plumpen, unförmigen Körper Hohn sprach. Der Bulle stand noch immer unbewegt; nur sein Kopf mit den gewaltigen, gebogenen Stoßzähnen schwang leicht hin und her. Unerschrocken wartete er auf den Angriff des Wurmes – und auf seinen eigenen Tod, in der Gewißheit, damit die Herde gerettet zu haben.

Und dann war der weiße Wurm heran.

Der Leitbulle senkte den mächtigen Schädel und stürmte vor, Sekunden, bevor die Bestie ihn erreichte. Ich schrie instinktiv auf, als das todbringende Elfenbein auf mich zuraste – und wieder, als ich mich plötzlich unvermittelt in die Höhe gerissen fühlte. Ich sah, wie der Boden weit unter mir zurückblieb, wie das urgewaltige Mammut immer kleiner und kleiner wurde, und hatte im ersten Augenblick keine andere Erklärung als die, daß der Wurm sich auf unsichtbaren Schwingen in die Luft erhoben hatte.

Dann erkannte ich, was wirklich geschah. Das Wesen richtete sich zu seiner vollen Größe auf! Mein Gott – es mußte gewaltiger sein als... als... Ich suchte in sinnlosem Bemühen nach einem Vergleich – und gab es schließlich auf, als sich der Wurm plötzlich nach vorn neigte,

auf das Mammut hinabblickte... und sich einfach fallen ließ.

Die Welt versank in einem Strudel von Blut und Staub und schmerzerfüllten Schreien. Dem riesigen Mammut blieb nicht der Hauch einer Chance. Der Wurm begrub es mit der Masse seines aufgedunsenen Körpers und preßte es zu Boden. In Sekundenschnelle wuchsen Tentakeln überall aus seinem Leib, und klaffende Mäuler mit langen, nadelspitzen Zähnen zerfetzten den Mammutbullen, noch bevor er sich gegen das Höllentier zur Wehr setzen konnte.

Nach wenigen Augenblicken war es vorbei, doch ich hatte die schrecklichsten Sekunden meines Lebens durchgestanden. Noch immer hallten die Empfindungen des furchtbaren Wesens in mir nach; Gefühle, die ich so deutlich miterlebt hatte, als wären es meine eigenen gewesen: ein wilder, animalischer Blutrausch voller Haß auf alles Lebende, der pure Wille zu vernichten.

Was war das für ein Monstrum, das sich am Tod seiner Opfer ergötzte? Kein von Gott erschaffenes Wesen konnte solche Instinkte besitzen. Nein, mein erster Gedanke hatte sich auf furchtbare Weise bestätigt: dieses... Ding war ein Werkzeug des Bösen. Woher es kam, wußte ich nicht zu sagen, doch eines war zumindest sicher – es war keine Kreatur der GROSSEN ALTEN. Ich hätte die Magie jener uralten Götter einfach gespürt; zu oft schon war ich mit ihrer dämonischen Macht konfrontiert worden.

Eine Veränderung im Denken des weißen Wurmes riß mich aus meinen Überlegungen. Irgend etwas geschah. Der unförmige Leib des Tieres richtete sich abermals auf und verharrte reglos. Der Wurm schien zu lauschen!

Ich konzentrierte mich und drang weiter in seine finstere, abgrundtief böse Psyche ein. Und tatsächlich – da war etwas. Ein leises, unendlich fernes Wispern... nein, ein Singen; ein dumpfer, an- und abschwellender Laut, von dem ein seltsames Locken ausging. Und auf den die Kreatur reagierte. Schemenhafte Gedankenfetzen glitten an meinem geistigen Auge vorbei: Erinnerungen an weißhäutige, dürre Wesen, an kreischende Frauen und angsterfüllte Gestalten, die am Boden hockten. An Blut und wohlschmeckendes, warmes Fleisch. An eine Beschwörung, ein Erwachen aus äonenlanger Dunkelheit. Und an... die Brut. An die unfertigen Leiber weiterer Würmer, die mit jedem Opfer heranwuchsen und bald schon erwachen würden.

Der weiße Koloß wälzte sich in einer trägen, jedoch ungeheuer kraftvollen Bewegung herum und ließ den blutigen Kadaver des

Mammuts unbeachtet zurück. Zügellose, animalische Gier erfüllte den Wurm, als er dem Ruf folgte, seinen amorphen Körper vorantrieb und mit wachsender Geschwindigkeit dem fernen Ziel entgegeneilte…

* * *

Es war ein monotones, rhythmisches Schwingen im Gesang der Eingeborenen; ein solch wehmütiger Ton, daß George Wells erschauderte und gleichsam auf eine unbeschreiblich tiefe Weise am Grunde seiner Seele berührt wurde.

Er stand einen knappen Steinwurf abseits des Dorfplatzes auf einem kleinen Hügel, den langen, hölzernen Speer in den Händen, und blickte auf die Menge hinab, die sich vor dem Tempel im Takt des gleichförmigen Liedes bewegte. Er sah den großen schwarzen Opferstein vor dem Eingang des unheimlichen Gebäudes, das grobe Relief an seiner Seite, das die Kreatur zeigte, den weißen Wurm. Auf die starken Hanfstricke, die sich aus Öffnungen im Stein wanden. Und auf den nackten Körper der schlanken, dunkelhaarigen Frau, die sich immer wieder in ihren Fesseln aufbäumte.

Die weißhäutigen Wesen hatten sie in einem beinahe feierlichen Zeremoniell entkleidet und an den schwarzen Stein gefesselt, lang ausgestreckt und Arme und Beine gespreizt. Die Trance, in der sie alles hatte über sich ergehen lassen, schien ihre Macht nun allmählich zu verlieren; ihre Bewegungen wurden wieder kräftiger, und sie stöhnte unter dem schmerzhaften Zug der Stricke, die ihre Hand- und Fußgelenke hielten.

Bei jeder anderen Gelegenheit hätte der Anblick ihres vollendeten Körpers, der so unverhüllt vor ihm lag, George Wells erregt – ihre kleinen festen Brüste, die schlanke Taille, ihr üppiges, wildes Haar, das ein Gesicht von herber, natürlicher Schönheit umrahmte.

Doch danach stand ihm jetzt gewiß nicht der Sinn. George Wells war halb ohnmächtig vor Angst. Eine dumpfe Benommenheit, die nicht allein vom hypnotischen Rhythmus des an- und abschwellenden Liedes rührte, hielt ihn umfangen.

Der weiße Wurm kam näher, von dem Singen angelockt! George wußte es einfach, ohne daß er das Gefühl begründen konnte. Er roch den grausamen Odem des Todes, der mit einem Male die Luft schwängerte, konnte die Furcht der am Boden kauernden Eingeborenen spüren; eine körperlose Angst, die mit jeder Sekunde

anwuchs, seinen Geist infizierte und die Welt um ihn herum zu ersticken drohte.

Mit aller Macht riß er sich vom Anblick der dürren weißen Körper los und drehte sich hastig um, als wähnte er den schrecklichen Wurm schon hinter sich.

Aber noch hatte sich das Bild nicht verändert: das weite, nebeldurchwogte Tal mit den gigantischen Gewächsen, die feuerspeienden Berge in der Ferne, das diffuse, unwirkliche Licht, das durch die tiefhängenden Wolken sickerte...

Merkwürdig; nicht einmal dieses Licht hatte sich gewandelt! Es mußte Stunden her sein, da er im Dorf dieser Urmenschen erwacht war, und doch schien seitdem keine Minute des Tages vergangen zu sein.

George hob den Kopf und starrte zum Himmel hinauf, doch die düsteren, bleigrauen Wolken verweigerten ihm den Blick zur Sonne.

Was war das für ein Land, in dem die Zeit langsamer zu verstreichen schien? Und auch der Wind... jetzt erst wurde ihm recht bewußt, daß die leichte, beständige Brise in den letzten Stunden nicht einmal nachgelassen oder gewechselt hatte.

Etwas im Rhythmus des monotonen Liedes änderte sich und riß George in die Wirklichkeit zurück. Er fuhr abermals herum – und sah, daß die Eingeborenen sich auf ein Zeichen ihres Häuptlings hin vom Boden erhoben hatten und langsam, sich immer wieder verneigend, vor dem Tempel und dem schwarzen Opferstein zurückwichen.

Und auch der steinerne Altar hatte sich verändert! Im ersten Moment hielt George Wells es für ein Trugbild seiner überreizten Phantasie, als das Relief im Stein plötzlich aufglühte und die Umrisse des weißen Wurmes in grellem Licht nachzeichnete. Das Mädchen auf der Opferplatte begann sich in ihren Fesseln hin und her zu winden, als würde der Stein sich mit einem Male erhitzen.

Nicht, daß George daran zweifelte, daß es tatsächlich so war. So vieles scheinbar Unmögliche war ihm seit Anbeginn seiner Reise widerfahren, daß der ehemals nüchtern denkende Wissenschaftler keine andere Erklärung als übernatürliche Mächte und Schwarze Magie mehr dafür fand. Auch, wenn es aller Logik spottete.

Der monotone Gesang verstummte abrupt, und der Tempelplatz leerte sich zusehends, bis schließlich alle Eingeborenen in ihren Hütten verschwunden waren. Allein der Häuptling verharrte in der Mitte des

Platzes. Die plötzliche Stille zehrte fast noch schlimmer an Georges Nerven als das unheimliche Singen zuvor. Für Minuten, in denen bis auf das ferne Grollen der Vulkane kein Laut mehr zu hören war, standen er und der Häuptling sich reglos gegenüber. Selbst die Natur schien den Atem angehalten zu haben.

George Wells packte den Speer fester und sah wieder zu der jungen Frau auf dem Opferaltar hinüber. Auch sie schien wie gelähmt von der plötzlichen Stille, hatte in ihrem verzweifelten Bemühen, sich von den Hanfstricken zu befreien, innegehalten und lag nun unbeweglich da.

Für einen Herzschlag begegnete George ihrem Blick. Doch wenn er wie in einem Spiegel seiner eigenen Gefühle Resignation und Angst darin vermutet hatte, so sah er sich im gleichen Augenblick getäuscht.

Nein, ihr Stolz und ihre Tapferkeit waren ungebrochen! In ihren Augen brannte noch immer das Feuer der Hoffnung. George senkte den Blick, als er es erkannte. Plötzlich schämte er sich seiner.

Während er selbst nicht mehr als ein furchtsames Bündel Mensch war, ein Gefangener seiner Ängste und Selbstzweifel, zeigte ihm dieses Mädchen, jünger noch als er selbst, gefesselt und dem Tode geweiht, was wahre Größe bedeutete.

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Nein, er würde nicht aufgeben, noch bevor er der Kreatur überhaupt entgegengetreten war. Er mußte kämpfen bis zum letzten Atemzug: für die Eloi, die in einer fernen Zukunft auf seine Rückkehr warteten, für die Gefangene auf dem Altar, deren Schicksal auf so seltsame Weise mit dem seinen verknüpft war, und für sich selbst, wollte er je aus dieser Alptraumwelt entkommen. Eine große Verantwortung ruhte auf seinen Schultern; zu groß, um sie hinter Selbstmitleid und Furcht zu verbergen.

George Wells straffte sich entschlossen und bedachte den Häuptling mit einem letzten, verächtlichen Blick. Und sah im gleichen Moment den Schrecken auf den Zügen des dürren, weißhäutigen Wesens. Der Alte wankte zwei, drei Schritte zurück und öffnete den Mund wie zu einem Schrei, doch kein Laut kam über seine bleichen Lippen. In seinen Augen flackerte Panik, als er zu dem Hügel emporstarrte, auf dem George stand – und an ihm vorbei!

George fühlte, wie das Blut in seinen Adern zu Eis gerann, als ein dumpfer, grollender Laut hinter seinem Rücken aufklang. Für den Bruchteil einer Sekunde war er wie gelähmt.

Es war da! Die Kreatur war hinter ihm!

Mit einem Schrei fuhr George Wells herum und riß den primitiven Speer in die Höhe.

Doch es war nicht mehr als eine instinktive Bewegung ohne wirklichen Sinn; sein Hirn hatte noch nicht begriffen, was seine Augen schon sahen.

Vor Entsetzen gelähmt hielt George inne. Eine eiskalte, klamme Hand schloß sich um sein Herz und preßte es zusammen.

Das Bild, das sich ihm bot, war ein fleischgewordener Alptraum. Wie hatte er nur glauben können, eine Chance gegen dieses Monstrum zu besitzen? Schon in seiner Vision war es ihm gigantisch erschienen, ein dämonischer Gott, gegen den ein menschliches Wesen niemals bestehen konnte.

Und die Wirklichkeit übertraf den Alptraum noch um ein Vielfaches.

Eine weiße, unförmige Masse wuchs vor George Wells in die Höhe; schwammiges Fleisch, aus dem fingerdicke, peitschende Tentakel brachen und sich ihm entgegenreckten. Bösartige rote Augen starrten auf ihn herab, als er betäubt von dem unfaßbaren Anblick zurücktaumelte und in einer sinnlosen Geste den Speer vorreckte.

Bis einer der Fangarme nach vorn zuckte, den hölzernen Schaft der Waffe umschlang und sie ihm mit einem Ruck aus den Händen riß...

* * *

Wilde, zügellose Gier und animalische Mordlust pulsierten durch jede Faser meines Körpers; eine unbezähmbare Wut auf jenes mindere, zwerghafte Wesen, das sich erdreistete, den Speer gegen mich zu erheben.

Mit einer raschen Bewegung eines meiner zahllosen Arme riß ich ihm die lächerliche Waffe aus den Händen und schleuderte sie zur Seite. Der Zwerg taumelte zurück, die Hände vor das Gesicht erhoben, und begann zu kreischen wie ein waidwundes Tier.

Nun, seine Schreie würden nicht lange meine Ohren beleidigen. Doch bevor ich ihn zermalmte, wollte ich das Gefühl der Stärke und absoluten Macht noch bis zur Neige auskosten.

Ich richtete mich zu meiner ganzen Größe auf, bis das Dorf vollends

unter dem Schatten meines gigantischen Körpers lag. Allein der schwarze, bizarr geformte Tempel, der Ort meiner Geburt, war mir noch ebenbürtig in seiner finsteren, gigantischen Erscheinung.

Und dann sah ich das Opfer, das mir der Gesang verheißen hatte; die heilige Gabe, die meine Wut und meinen Hunger besänftigen sollte und doch einem ganz anderen Zweck diente: der Aufzucht der Brut, die in den Höhlen eines Vulkanberges heranwuchs. Es bedurfte nur noch zwei oder drei dieser Weibchen, bis meine Kinder endlich erwachen und an meiner Seite über das Land und all seine Lebewesen herrschen konnten.

Ich beugte mich weiter vor und betrachtete aus hungrigen Augen das dargebotene Opfer.

Irgend etwas daran war anders als sonst. Der nackte Körper des Weibchens war gedrungener, seine Haut und das Haar dunkler. Es war –

SILL!

Ein schmerzhafter Stich des Erkennens fuhr durch mein Hirn. Etwas, das sich um meinen Geist gelegt hatte, zerbrach und fiel wie zäher, erstarrter Schleim von meinen Gedanken ab.

Gütiger Gott – was war mit mir geschehen? Das waren doch nicht meine Gedanken gewesen, die nach dem Tod der beiden Menschen verlangten!

Und doch mußten sie sterben, damit meine Kinder leben konnten. Ich brauchte den kleinen, ausgestreckten Körper auf dem Opfertisch, seine warmen, fruchtbaren Eingeweide, um –

NEIN! Es durfte nicht sein! Ich mußte mich dagegen wehren! Das waren nicht meine Gedanken! Nicht meine Gedanken!

Mit einem reißenden Schmerz kam ich frei.

Wieder war ich für Sekunden mit dem abgrundtief bösen Geist des Wurms verschmolzen gewesen, hatte nicht nur durch seine Augen gesehen, sondern im gleichen Moment seine Gedanken gedacht, die wilden Instinkte einer Bestie durchlebt. Und es war so plötzlich geschehen, daß ich mich nicht dagegen zu wehren vermochte, ja nicht einmal recht bemerkte, daß die schrecklichen Gedanken nicht mehr meine eigenen waren.

Ich beugte mich tiefer hinab und reckte zwei meiner Tentakel dem nackten Körper der Frau entgegen. Sie schrie auf, als ich die weiche, verletzliche Haut berührte und über ihren Leib strich. Für einen Herzschlag überkam mich das Verlangen, sie emporzureißen und zu verschlingen, doch der Gedanke an die wartende Brut hielt mich im letzten Augenblick zurück. Nein, sie würde nicht sterben. Noch nicht.

Ein kleiner, stechender Schmerz flackerte an meiner Seite auf. Das zweite Wesen! Dieser winzige Zwerg mit seinem lächerlichen Speer!

Mit einem Grollen wälzte ich meinen gewaltigen Körper herum und suchte nach dem lästigen Stachel, der sich wieder und wieder in mein Fleisch bohrte. An diesem Opfer konnte ich meinen Hunger befriedigen; die Körper der Männchen waren nicht fähig, die Brut aufzuziehen.

Dann sah ich den Mann vor mir. Er hatte sich wieder bewaffnet und stach wie von Sinnen auf meinen Leib ein. Und wenn er mich auch nicht ernsthaft verletzen konnte, so fügte er mir doch kleine lästige Wunden zu und lenkte mich von meinem eigentlichen Ziel ab.

Ich ließ neue Tentakeln an jener Stelle durch meine Haut wachsen, an der das Opfer stand. Ich sah, wie es mit einem gellenden Schrei zurückzuckte und sein Heil in der Flucht suchte – doch es war zu spät. Meine Arme umschlangen seinen kleinen, zerbrechlichen Körper und zogen sich mit einem Ruck zusammen. Es bäumte sich in meinem Griff auf, schlug mit erstaunlicher Kraft um sich, wehrte sich verzweifelt gegen das Schicksal, dem es doch nicht entrinnen konnte. Ich –

Ich brachte ihn um! Ich war im Begriff, einen Menschen zu ermorden, mit meinen eigenen Händen... nein, mit den Armen der Kreatur! Wieder war ich eins mit ihr und ihrem animalischen Geist gewesen. Wieder hatte ich für Minuten die Kontrolle über mein Denken verloren, war verschmolzen mit dem Körper des weißen Wurmes!

Hastig löste ich meinen Griff und ließ den Mann frei.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich wirklich begriff, was ich getan hatte. Ich selbst hatte die Tentakeln zurückgenommen, nicht der Wurm! Ich konnte der Kreatur meinen Willen aufzwingen! So wie sie mich beherrschte, gebot auch ich über ihren Geist. Es war eine erschreckende Symbiose – und meine einzige Chance, aus dem Schlund des Wurmes zu entkommen! Ich mußte dem Fremden zum Sieg verhelfen, mußte die Kreatur in ihrem Angriff behindern –

und den Mann augenblicklich töten, bevor der fremde Geist wieder

Gewalt über den meinen errang! Wieder peitschte ich meine Arme auf das zwergenhafte Wesen zu, das auf allen vieren vor mir zu fliehen versuchte. Ich traf eines seiner Beine und schlang den Tentakel blitzschnell darum. Der Mann schrie auf, warf sich in einer letzten, verzweifelten Bewegung nach vorn – und bekam den Schaft des Speeres zu fassen. Ich zog ihn näher zu mir heran, wand einen weiteren Fangarm um seinen Hals und –

löste den Griff sofort wieder. Für wenige Sekunden nur hielt ich die Bewegung des Wurmes auf, doch die Zeit reichte, um den Mann abermals entkommen zu lassen. Er streifte die Tentakel von seinen Fußgelenken, kämpfte sich in aller Hast auf die Beine und rannte auf den steinernen Altar zu, auf dem Sill an ihren Fesseln zerrte.

Mit einem wütenden Brüllen fuhr ich herum und wälzte meinen amorphen Körper hinter dem Fliehenden her. Der andere Geist in mir war stärker, als ich geglaubt hatte. Auch er trug magische Macht in seinen Gedanken. Und doch – wie konnte er mir gefährlich werden; mir, der ich Herrscher über tausendfaches Leben war, der ich aus dem Reich der Finsternis ans Licht emporgestiegen war, von den weißhäutigen, dürren Wesen in falscher Hoffnung selbst zu ihrer Geißel auserkoren?

Und doch war da eine Spur von Angst, ein schwacher, ferner Abglanz von Furcht nur, tief in der schwarzen Seele der Kreatur verborgen. Es gab einen Weg, den Körper des Wurms zu vernichten! Es war die Angst vor...

Feuer! Feuer allein konnte mich verderben, konnte meinen mächtigen Leib zerstören und den Geist des Bösen zurückschleudern in das finstere Universum jenseits des Lichtes! Allein der Gedanke an grelle, lodernde Flammen ließ meinen Körper erbeben. Doch ich würde dem fremden Geist keine Gelegenheit geben, dieses Wissen zu nutzen –

wenn ich nur eine der primitiven Hütten, die sich um den Tempel duckten, in Brand setzen konnte! Die farngedeckten Dächer würden wie Zunder in Flammen aufgehen.

Vor einer der primitiven Behausungen glühten Holzscheite in einer kleinen Feuerstelle, doch sie waren viel zu weit entfernt, als daß ich sie hätte erreichen können. Und wieder spürte ich, wie meine Macht über den Geist der Kreatur schwand, und –

ich mich wieder dem Mann zuwandte, der eben den schwarzen Opferstein erreichte und die scharfe Klinge seines Speeres an den

ersten der Hanfstricke setzte.

Er wollte mich um mein Opfer betrügen! Wutentbrannt schlug ich nach ihm, traf seine Seite und schleuderte ihn weit durch die Luft. Er stürzte hart zu Boden, verlor den Speer und blieb besinnungslos liegen.

Fast fürchtete ich schon, er hätte sich das Genick gebrochen, da regte er sich wieder und kam mit ungelenken, fahrigen Bewegungen auf die Beine.

Er wankte. Er taumelte. Suchte benommen nach dem Speer – und schrak zurück, als er erkannte, daß er ihn nicht mehr rechtzeitig erreichen würde. Der weiße Wurm begrub die Waffe unter seinem Körper und richtete sich abermals auf, um sich auf das wehrlose Opfer hinabfallen zu lassen.

Ich sah nur noch eine Chance. Und mir blieben nur Sekunden, sie in die Tat umzusetzen.

Ich löste meinen Geist von dem des Wurmes und konzentrierte mich mit aller Macht auf den Mann vor mir. Hastig drang ich in sein Hirn ein – die Panik und seine verwirrten Gedanken machten es mir nur um so leichter – und suggerierte ihm das Wort.

FEUER!

Ich sah, wie er unter meinem geistigen Griff zusammenzuckte und die Hände an die Schläfen preßte. Instinktiv versuchte er sich gegen die mentale Attacke zu wehren, doch sein Widerstand zerbrach im gleichen Augenblick wie Glas unter einem Hammerschlag.

Er wirbelte herum, entkam um Haaresbreite einem Tentakel, der nach ihm peitschte, und rannte auf die Feuerstelle zu.

Nein! Es durfte nicht geschehen! Er durfte das Feuer nicht erreichen! Was hatte ich getan – er würde mich töten! Ich war die Kreatur. Wenn sie verging, mußte auch ich sterben!

Doch besser sterben als in diesem Körper zu leben und darauf zu warten, daß mein magischer Schild zerbrach, der mich vor den zersetzenden Magensäften bewahrte. Ich schrie vor Schmerz und Anstrengung auf, als ich den Leib des weißen Wurmes abermals zum Stillstand brachte.

Die Kreatur hatte endlich begriffen, daß sie nun um ihr Leben

kämpfen mußte. Ihre geistige Macht schien mein Hirn zu zerschmelzen, als sie mit einem brutalen Schlag meinen Einfluß zur Seite fegte, sich aus meinem Griff befreite und die Verfolgung wieder aufnahm.

Doch es war zu spät – diesmal für den Wurm. Der Fremde hatte die Feuerstelle erreicht. Er packte einen der glühenden Scheite und warf ihn dem amorphen Wesen entgegen.

Das Holz fraß sich zischend in den Leib der Kreatur. Ein greller, unsagbar quälender Schmerz schoß in mir empor, und hätte der Wurm nicht Sekunden zuvor selbst die Verbindung gelöst, so wäre mein Geist wohl daran zerbrochen.

Doch die Pein war nicht von Dauer; voller Schrecken bemerkte ich, wie sich die Bestie schon nach wenigen Sekunden wieder erholte.

Die Glut allein war zu schwach, um ihr ernsthaft zu schaden! Der Holzscheit glitt durch ihren Körper hindurch und fiel schließlich harmlos zu Boden.

Aus! Ich war verloren! Ich –

Irgend etwas in mir, ein Teil meines Erbes, der bislang in meinem Unterbewußtsein geschlummert hatte, brach an die Oberfläche und übernahm mein Denken. Und plötzlich wußte ich, was ich zu tun hatte.

In einer letzten, verzweifelten Anstrengung konzentrierte ich mich, tastete mit dünnen Gedankenfühlern nach dem glimmenden Scheit. Ich handelte nur noch rein instinktiv, aus einer vagen Hoffnung heraus. Nie zuvor hatte ich versucht, meinen Geist mit Feuer zu verschmelzen.

Die Berührung war schlimmer noch als ein körperlicher Schmerz. Eine unsichtbare Flamme schien meine Seele in Brand zu setzen. Das Feuer war in mir; nein, mehr noch: Ich war das Feuer selbst. Ein lodernder, zuckender Funke, der sich an dem morschen Holzscheit labte und doch unersättlich nach neuer Nahrung schrie, um nicht zu erlöschen.

Nahrung, die ich ihm geben konnte.

Mit der Macht meines magischen Erbes!

Eine grelle Explosion zerriß das Dämmerlicht. Die Flamme wurde zu einer glühenden Woge, die zum Himmel emporschoß und den Wurm

in einen feurigen Mantel hüllte. Es war ein blutiges Chaos, eine Eruption von Schmerz und Haß und nackter, kreatürlicher Angst.

Der weiße Wurm bäumte sich auf. Ein urgewaltiger Schrei ließ die Luft erzittern. Durch einen glutroten Schleier sah ich aus seinen Augen, wie die schwammige Haut Feuer fing, wie sein unförmiger Körper auseinanderfloß und stinkende, feucht glänzende Massen daraus hervorströmten. Hastig löste ich meinen Geist wieder von dem allgegenwärtigen, vernichtenden Feuer.

Der Wurm verendete. Seine Haut riß vollends auf, schälte sich von seinem aufgedunsenen Körper ab – und gab mich frei!

Mit einem Male drang Licht an meine Augen – meine Augen, nicht die der Kreatur – und blendete mich. Ich sackte nach unten, tauchte in zerfließendes, zähes Gewebe und kämpfte mich benommen und halb ohnmächtig wieder hoch. Instinktiv hielt ich den magischen Schirm aufrecht, um dem erstickenden Schleim zu entgehen.

Und nur dieser Umstand rettete mir letztendlich das Leben.

Plötzlich tauchte der Fremde vor mir auf, wie von Sinnen brüllend, und schwang einen weiteren glühenden Scheit. In seinen Augen flackerte der Wahnsinn – wahrscheinlich sah er mich als Herr der Kreatur an, die er gerade mit meiner Hilfe vernichtet hatte.

Der Holzscheit traf meine Schläfe und prallte an dem mentalen Schild ab. Von seinem eigenen Schwung nach vorn gerissen, taumelte der Mann in meine Arme. Das Holz entglitt seinen kraftlosen Händen. Dann brach er zusammen.

Ich packte ihn rasch unter den Achseln und zog ihn mit mir, fort von der Masse zergehenden Fleisches. Gleichzeitig drang ich behutsam in seinen Geist und beruhigte ihn. Nach Sekunden bangen Wartens konnte ich fühlen, wie der auflodernde Irrsinn zurückgedrängt wurde und schließlich erlosch.

Dann erreichte ich Sill. In ihrer Lage hatte sie den Todeskampf der Kreatur nicht mitverfolgen können, und als ich nun unvermittelt neben ihr auftauchte, starrte sie mich an wie einen Geist.

Wahrscheinlich hatte sie mich auch für einen solchen gehalten, nach unserem Sturz auf diesen unterirdischen Kontinent und all den Schrecknissen, die sie danach erlebt hatte.

»Robert?« hauchte sie ungläubig.

Ich ließ den Mann sanft zu Boden gleiten und widmete mich dem Strick um ihr rechtes Handgelenk. Dabei versuchte ich geflissentlich, nicht auf ihren unverhüllten Körper zu starren. Es gelang mir nicht ganz. »Ich erzähle dir später alles«, sagte ich rasch. »Laß uns erst einmal von hier verschwinden. Wo sind die Kerle, die dich entführt haben?«

Sie deutete mit dem nunmehr freien Arm in die Runde. »Sie haben sich in ihren Hütten verkrochen, als das Ungeheuer auftauchte. Ist es –«

»Vernichtet«, antwortete ich knapp und eilte auf die andere Seite des Altars. »Wo sind deine Kleider?« Die zweite Fessel fiel herab.

Sie errötete. Jetzt erst schien ihr recht bewußt zu werden, daß sie völlig nackt vor mir lag. »Im... im Tempel, glaube ich«, entgegnete sie heiser. »Ich... war in Trance. Sie haben mir irgendeinen Trank eingeflößt, Sidi! Ich konnte mich kaum wehren, als sie mir die Kleider –«

Ich bemerkte ihren schamerfüllten Blick und lächelte ihr beruhigend zu. »Darüber mach dir keine Gedanken, Sill. Und außerdem –«, ich konnte ein Grinsen nicht unterdrücken, »– bietest du einen durchaus erfreulichen Anblick. Du bist ja nicht gerade das erste Mädchen, das ich.... aber lassen wir das.« Ich löste die letzte Fessel, und während Sill sich vom Opferstein herunterschwang, zog ich mein Hemd aus und reichte es ihr. Sie schlüpfte hastig hinein.

Ich sah mich um. Noch regte sich nichts, doch lange konnte es nicht mehr dauern, bis sich die Bewohner dieses Dorfes wieder hervorwagten. Ich wollte es nicht darauf ankommen lassen, herauszufinden, ob sie uns dann freundlich oder feindlich gesinnt waren.

»Wir müssen weg von hier«, drängte nun auch Sill. »Kennst du einen Weg hinauf zur Oberfläche?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete ich. »Es gibt ein Meer, etwa vier Stunden von hier. Ich habe darüber gelesen, vor vielen Jahren. Ich glaube, an seinem jenseitigen Ufer finden wir einen Aufstieg.«

»Gelesen?« Sill schüttelte ungläubig den Kopf. »Willst du damit sagen, daß –«

»Wir haben jetzt keine Zeit für Erklärungen«, unterbrach ich sie und sah mich wieder um. Noch immer regte sich nichts. Ich deutete auf

den Bewußtlosen, den ich neben dem Opferstein zu Boden gelassen hatte. »Wer ist das? Kennst du ihn?«

Sill schüttelte abermals den Kopf. »Aber er war ein Gefangener wie ich«, sagte sie dann. »Er hat mit dem Ungeheuer um mein Leben gekämpft.«

»Wir nehmen ihn mit uns«, entschied ich kurzentschlossen. »Fühlst du dich kräftig genug, um mir zu helfen? Wir müssen ihn stützen...«

* * *

Das Erwachen kam plötzlich; so abrupt, daß allein die Erkenntnis zu leben viele von ihnen tötete, noch bevor ihr Geist vollends erwacht war.

Ihre Körper waren unfertig, einige noch hilflose Larven und nicht fähig, den ersten Atemzug zu tun. Und so starben wieder viele von ihnen, als der magische Schrei sie erreichte und hinauszerrte aus der Geborgenheit der Kokons in die kalte, gnadenlose Wirklichkeit.

Nur wenige waren bereits vollendet, nicht mehr als formloses, aufgedunsenes Fleisch zwar, aber doch stark genug, dem Schock zu widerstehen. Und nur sie überlebten.

Der Todesschrei des weißen Wurms erreichte seine Brut zu einer Zeit, in der sich die erste boshafte Intelligenz regte: zu früh, um wahres Leben zu erwecken, doch zu spät, um für alle den Tod zu bringen. Er traf ihre erwachenden Hirne mit solcher Wucht, daß die Körper sich von den Kokons lösen mußten, wollten sie ihn ertragen.

Hinausgeschleudert in ihre neue, zweite Existenz, gehorchte die Brut allein ihrem Instinkt, der auch ihnen angeboren war wie jedweder Kreatur: Sie verließen das Nest, zwängten ihre unbeholfenen, fast noch transparenten Leiber, in denen blutrote Herzen hektisch pumpten, durch die schmalen Gänge des Berges. Wieder starben etliche von ihnen, ohne je das Licht erblickt zu haben, blieben wie Froschlaich in den Krümmungen des Weges liegen und hauchten ihr unheiliges Leben aus.

Doch acht von ihnen – acht von sechsundvierzig – erreichten den Ausstieg. Sie quollen wie eine einzige, amorphe Masse ins Freie, glitten den steinernen Berghang hinunter und blieben wie tot am Fuße des Vulkanberges liegen.

Drei von ihnen fehlte der lebenserhaltende Impuls, sich wieder zu erheben und den schwerfälligen Körper weiterzuschleppen, und der Wind fuhr über ihre Leiber und trocknete sie aus.

Doch fünf der weißen Würmer folgten dem Schrei.

Fünf Wesen, deren Instinkt das Töten war, fanden die Spur, die den Weg des Muttertieres markierte, und sie folgten ihr, um seinen Tod mannigfach zu rächen.

Sie allein hatten überlebt, und nun würde nichts mehr sie aufhalten können...

* * *

Wir hatten erst knapp die Hälfte der Strecke bis zum rettenden Waldrand zurückgelegt, als das eintraf, was ich insgeheim befürchtet hatte. Ein vielstimmiger, gellender Schrei erscholl hinter uns – ein Laut, den man selbst mit dem besten Willen nicht als freundlich bezeichnen konnte.

Genausowenig wie die gut fünfzig bewaffneten Krieger, die wir erblickten, als Sill und ich wie von der Tarantel gebissen herumfuhren.

Es waren Wesen, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte – lang und dürr, von krankhaft weißer Hautfarbe und übermäßig behaart, mit Gesichtern, die den Bildern von Urmenschen ähnelten und doch anders waren; intelligent trotz ihres tumben Ausdrucks. Ich hatte sie nie gesehen – und erkannte sie doch sofort.

Es war die »Weiße Rasse«. Jene geheimnisumwitterte Spezies, die Professor Lidenbrock in seinem Buch so ausführlich beschrieben hatte. Das fehlende Glied in der Darwinschen Kette. Der Halbmensch zwischen dem Neandertaler und dem homo sapiens der Neuzeit. Lidenbrock hatte jenseits des großen Meeres nur eine Mumie als Vertreter dieses Urvolkes gefunden und die Weiße Rasse seit Jahrtausenden für ausgestorben gehalten.

Ich hätte viel darum gegeben, hätte er in diesem Punkt recht behalten. Denn ob wissenschaftliche Sensation oder nicht – die Speere, Keulen und primitiven Messer, mit denen sie auf uns zustürmten, waren echt!

Für Sekunden war ich wie benommen. Ich merkte kaum, daß Sill

erschrocken zurückprallte und den Bewußtlosen losließ, den wir zwischen uns getragen hatten. Erst das schmerzerfüllte Stöhnen, mit dem der Mann zu Boden stürzte, riß mich in die Wirklichkeit zurück.

Er kam wieder zu sich! Mit ihm als Ballast hätten wir es niemals bis zum Waldrand geschafft, doch wenn er selbst laufen konnte, hatten wir zumindest noch eine Chance! Schnell beugte ich mich zu ihm hinab und sah, daß er die Augen geöffnet hatte. Noch war sein Blick trüb, aber die Schleier der Ohnmacht wichen zusehends.

»Ich bin ein Freund!« klärte ich schnell die Fronten. »Keine Fragen jetzt – wir müssen so rasch wie möglich fort von hier. Die Eingeborenen –«

Ich unterbrach meinen Redefluß, als mir einfiel, daß er mich wahrscheinlich gar nicht verstehen konnte. Schließlich befanden wir uns hier unter der Arabischen Wüste, noch dazu Meilen im Inneren der Erde. Ein solcher Zufall, ausgerechnet hier auf einen Landsmann zu treffen, konnte wohl nur in schlechten Romanen vorkommen.

Daß ich mich irrte – und zwar in beiden Punkten! –, erfuhr ich im nächsten Augenblick.

»Wo... wo bin ich?« stöhnte der Fremde – in bestem Englisch. »Was ist –« Dann plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper, und er bäumte sich unter meinem Griff auf. Von einem Moment zum nächsten war er hellwach.

»Meine Maschine!« schrie er auf. »Ich muß –« Und wieder stockte er, als sein Blick auf mein Gesicht fiel. Schlagartig wich alle Farbe aus seinen ohnehin blassen Zügen. »Du? Du... bist hier?« In seiner Stimme schwang Fassungslosigkeit mit. »Aber wie...?«

Ich wußte nicht, mit wem er mich verwechselte, und mir fehlte auch gänzlich die Zeit, es herauszufinden.

Sill berührte mich am Arm. »Sidi!« drängte sie und deutete zum Dorf hinüber. In ihren Zügen stritten Flehen, Angst und energische Entschlossenheit miteinander. Ich warf einen kurzen Blick über die Schulter zurück... die Wilden waren nun bis auf etwa zweihundert Yards herangekommen. Unser Vorsprung schmolz dahin – und mit ihm unsere Chance, die nächsten Minuten lebend zu überstehen.

»Hören Sie!« wandte ich mich mit aller Eindringlichkeit, die ich noch aufbringen konnte, wieder an den Fremden. »Ich kenne Sie zwar nicht, aber Sie können mir vertrauen. Wenn –«

Er hörte mir gar nicht zu. Seine sehnigen Hände krallten sich in die Aufschläge meines Jacketts. »Ich muß zu meiner Maschine!« beharrte er, und in seiner Stimme schwang ein Ton mit, der mir ganz und gar nicht gefiel. »Die Wilden sind die einzigen, die wissen, wo sie steht! Ich muß zu ihnen zurück, und –«

»Und was, zum Teufel?« fuhr ich ihn an. »Sich massakrieren lassen? Vergessen Sie Ihre verdammte Maschine und kommen Sie mit!«

»Du verstehst mich sehr gut!« Mit einer Kraft, die ihm wohl nur die Verzweiflung verleihen konnte, zerrte er mich näher zu sich heran. »Die Zeitmaschine ist die einzige Möglichkeit für mich, von hier wegzukommen! Verdammt, ich weiß ja nicht einmal, wo ich hier bin! Aber du bist hier, Roderick, und du wirst mich nicht noch einmal im Stich lassen!«

Sekundenlang kämpfte ich um meine Fassung. Roderick! Roderick Andara! Nun war mir klar, warum er mich zu erkennen geglaubt hatte. Bis auf die Tatsache, daß ich um einiges jünger war als mein verstorbener Vater, war ich Roderick Andara wie aus dem Gesicht geschnitten. Doch was um alles in der Welt hatte dieser Mann mit meinem Vater zu schaffen?

»Du kannst dich nicht verleugnen, Andara!« Die Stimme des Fremden schnappte fast über. »Wozu bist du denn ein... ein Hexer?!« Er spie mir das verhaßte Wort beinahe entgegen. »Und seit wann hast du Skrupel, deine Macht einzusetzen?«

Ich löste seine Finger mühsam von meiner Jacke. Zwar war ich nicht der, für den er mich hielt, doch in einem Punkt hatte er mittlerweile recht: Nur ein magischer Zaubertrick konnte uns jetzt noch retten.

Die Eingeborenen waren nur noch knapp fünfzig Schritte entfernt; für eine Flucht war es jetzt zu spät.

»Ich bin Andaras Sohn«, sagte ich eisig. »Und ob meine Kräfte ausreichen werden, können Sie gleich miterleben – nun, da Sie uns lange genug aufgehalten haben.« Ich stand mit einem Ruck auf und wandte mich halb um. »Ach ja«, fügte ich sarkastisch hinzu, »wenn Sie gleich nicht mehr leben sollten, haben sie nicht gereicht.«

Er starrte mich an wie einen bunten Hund. Er schien etwas sagen zu wollen, doch seine Lippen formten nur lautlose Worte. Mit einem Male tat er mir fast leid. Eines war mir klar geworden: Er mußte ein Freund meines Vaters gewesen sein, vor langer Zeit. Bis er begonnen hatte, ihn zu hassen. Ich wußte nicht, was zwischen ihm und Andara

vorgefallen war, doch nun, da seine Wut mit einem Schlag erlosch, begann er endlich logisch zu denken. Und mußte die Folgen seiner Starrköpfigkeit erkennen.

Ich wandte mich vollends von ihm ab und den Wilden zu, die nun, da sie ihrer Beute sicher waren, in ihrem Lauf langsamer wurden und schließlich stehenblieben, knapp zwanzig Schritt von uns entfernt. Hinter drohend erhobenen Speeren und Messern starrten uns wutverzerrte Grimassen entgegen, und in ihren Augen konnte ich eine Flamme erkennen, die ich nicht zum ersten Male sah und die mich doch immer wieder bis auf den Grund meiner Seele erschaudern ließ. Sie hatten unseren Tod beschlossen, daran gab es keinen Zweifel mehr.

Es waren gut fünfzig Krieger, denen ich mit meinem Stockdegen gegenüberstand – angesichts dieser Übermacht eine fast schon lächerliche Waffe. Doch ich hatte auch nicht vor, die Klinge gegen sie zu führen.

Mit aller Macht drängte ich die Furcht zurück, die mich beim Anblick dieser Wilden überkommen wollte, und sammelte mich. Der einfachste Weg – sie allesamt zu hypnotisieren – war mir verwehrt; schon unter normalen Umständen hätte ich meine ganze geistige Kraft benötigt, um all diesen Wesen meinen Willen aufzuzwingen – eine Kraft, von der mir nach den Schrecken der letzten Stunden nur mehr ein Bruchteil zur Verfügung stand.

Doch ich kannte die Urängste der Eingeborenen; schließlich war ich in einem fleischgewordenen Alptraum zu ihnen gelangt.

Eine schwarze Spinne wie aus dem Nichts über meine Hand laufen zu lassen, war eine meiner leichtesten Übungen, die ich auf Seancen und Gesellschaften gern zum besten gab. Die Vision eines gut zwanzig Yards großen, weißen Wurmes herbeizuzaubern, war ungleich schwieriger. Ich schloß die Augen und konzentrierte all mein Denken auf das Abbild der schrecklichen Kreatur, bis sie vor meinem inneren Auge zu neuem Leben erwachte. Behutsam löste ich die Vision von meinem Geist, sammelte meine magischen Kräfte ein letztes Mal –

und schleuderte sie mit einem Schrei in die Wirklichkeit hinaus.

In der nächsten Sekunde herrschte das Chaos. Die Reihen der Angreifer verwandelten sich in eine Masse kreischender, übereinanderstürzender Leiber und von Panik verzerrter Gesichter. Ihre nackte, kreatürliche Angst überrollte meinen Geist wie eine Welle

eiskalten Wassers. Vergessen waren die drei Opfer, derer sich die Meute gerade noch so sicher gewesen war, vergessen auch die Waffen in ihren dürren Händen. Die Krieger warfen sie von sich und stoben in panischer Flucht davon.

Und nicht nur sie. Kaum war das gigantische Trugbild über unseren Köpfen erschienen, als mein unbekannter Landsmann wie von Sinnen zu schreien begann und taumelnd auf die Füße kam. Mit einem raschen Sprung war ich bei ihm und ergriff seinen Arm.

»Es ist nicht wirklich!« schrie ich gegen sein angsterfülltes Brüllen an. »Nur eine Vision – ein Trugbild!«

Er verstand glücklicherweise, verschluckte sich und verstummte mit einem fast komisch klingenden Krächzen. »Entschuldigen Sie«, rechtfertigte er sich, nachdem er halbwegs zu Atem gekommen war und endlich erkannte, daß die Bestie über uns unbeweglich blieb, »aber ich hätte nicht gedacht… Ausgerechnet das –«

»Ich habe mich zu entschuldigen«, lenkte ich ein. »Ich hätte Sie warnen müssen, Mr. – äh…«

»Wells. Herbert George Wells.« Er straffte sich und deutete, ganz Gentleman, eine leichte Verbeugung an, gerade so, als befänden wir uns in einem illustren Londoner Club und nicht in einer urzeitlichen Welt unter der Erde.

»Robert Craven«, erwiderte ich automatisch. »Sehr angenehm. Freut mich, Ihre Bekanntschaft –« Ich brach verdutzt ab, als mir klar wurde, was für Unsinn ich redete. Mein Gesichtsausdruck muß alles andere als intelligent gewirkt haben, denn mein Gegenüber zeigte plötzlich ein breites Grinsen. »Und diese junge Dame hier«, zog ich mich schnell aus der Affäre, »ist Miß Sill el Mot.« Ich wandte mich um – und blickte in Sills angriffslustig funkelnde Augen.

»Seid ihr endlich fertig?« Sie stemmte beide Hände in die Seiten, doch allein mit meinem Hemd bekleidet verlor die energische Geste ziemlich an Wirkung. »Ich denke, wir haben Wichtigeres zu tun. Am Leben zu bleiben, zum Beispiel. Wir müssen zurück in den Tempel.«

»Was?« Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Doch bevor ich meine Überraschung überwinden konnte, hatte sie sich bereits an Wells gewandt.

»Eine Maschine, sagten Sie? Und wir können damit von hier fort?« erkundigte sie sich.

George Wells warf mir einen fragenden Blick zu. Ich zuckte mit den Schultern. »Äh – ja«, sagte er dann zögernd. »Ein Gerät, mit dem ich die Grenzen der Zeit zu überwinden vermag. Mit ihr kam ich hierher, und –«

Sill unterbrach ihn mit einer raschen Handbewegung. »Ein eisernes Gestell mit roten Ledersitzen und einem großen Rad am hinteren Ende?« fuhr sie fort.

Wells war sichtlich überrascht. »Ganz genau!« rief er aus, und in seinem Gesicht begann wieder Hoffnung zu leuchten. »Wie können Sie wissen...«

Sill drehte sich um und deutete zum Dorf der Eingeborenen zurück. »Sie steht im Tempel«, erklärte sie. »Ich habe sie gesehen, als diese Wesen mich dort gefangen hielten. Aber sie schien mir ziemlich... mitgenommen. Das Rad ist zerbrochen.«

»Ich weiß, ich weiß!« Wells zitterte förmlich vor Aufregung. »Aber ich kann sie reparieren, mit ein paar einfachen Materialien.« Er fuhr zu mir herum. »Hören Sie, Mr. Craven! Das ist unsere einzige Chance, mit heiler Haut von hier zu verschwinden. Glauben Sie mir; ich kann all das verhindern, was wir bislang erlebt haben! Ich brauche nur ein paar Stunden in die Vergangenheit zu reisen und –«

»In die Vergangenheit?« echote ich ungläubig. »Sie wollen allen Ernstes behaupten, Ihre... Maschine könne durch die Zeit reisen?«

Seine Beteuerungen, die daraufhin auf mich niederprasselten, waren ebenso unnötig wie meine Frage. Auch wenn es mir unglaublich erschien – er hatte nicht gelogen. Auf meine latente magische Fähigkeit, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden, hatte ich mich bisher immer verlassen können.

»Also?« fragte er ungeduldig, als ich nicht augenblicklich antwortete. Ich sah zu der Vision des weißen Wurmes hoch, die über unseren Köpfen langsam zu verblassen begann. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis die Eingeborenen ihren Schrecken überwunden hatten und die Wahrheit erkannten.

Eine Zeitspanne, die wir nutzen mußten.

Ich senkte meinen Blick wieder und sah George Wells fest in die Augen. »Gut. Versuchen wir es.«

* * *

Minuten später war meine Zuversicht in Wells' Plan deutlich gesunken, und ich kam nicht umhin, mich einen Narren zu schelten, darauf eingegangen zu sein.

Der Dorfplatz lag vor uns, einer gigantischen Mausefalle gleich, der finstere Tempel in seinem Zentrum der Käse, auf den wir uns gierig stürzten.

Es war ein Wettlauf mit dem Tod. Unbehelligt hatten wir die ersten Hütten des Dorfes erreicht und passiert, waren gar bis zum Rand des großen, kreisrunden Platzes gekommen; weiter, als ich zu hoffen gewagt hatte.

Und dann war die Falle zugeschnappt.

Sie hatten uns erwartet. Plötzlich sahen wir uns von den Eingeborenen umringt – ein vollkommener, geschlossener Kreis aus vorgereckten Lanzen und Messern, aus dem es kein Entrinnen mehr gab.

Wohl aber eine Zuflucht; eine rettende Insel. Der Tempel.

Ohne in unserem Schritt zu verhalten, waren wir weiter um unser Leben gelaufen, auf die gut zweihundert Stufen messende Treppe und das gewaltige schwarze Tor des Tempels zu. Ein wütender Schrei ging durch die Menge der weißhäutigen Wesen, als sie erkannten, was unser Ziel war. Im gleichen Moment löste sich der sorgsam geschlossene Kreis auf, als die schnellsten unter ihnen versuchten, uns einzuholen, noch bevor wir das Tor erreichten.

Ein todbringender Hagel aus Speeren und Pfeilen ging auf uns nieder. Die Geschosse rissen Staubfontänen aus dem trockenen Boden, bohrten sich zitternd in das hölzerne Tor und prallten mit sirrenden, metallischen Lauten von den schwarzen Steinstufen ab, die wir hinauf hasteten.

Schon hatten wir zwei Drittel der gewaltigen Treppe überwunden. Mein Gott, wir konnten es schaffen! Nur wenige Yards noch! Das Tor war halb geöffnet und –

Ein heiserer Schrei riß mich herum. George! Er krümmte sich in vollem Lauf zusammen und griff nach seinem Bein, stolperte und prallte hart auf die Stufen, Der Schaft eines Pfeiles ragte aus seinem linken Oberschenkel!

Aus den Augenwinkeln sah ich, daß auch Sill stehenblieb. »Weiter!« schrie ich ihr zu. »Ich kümmere mich um ihn!« Im nächsten Moment war ich bei George, schob mit fliegenden Fingern den Stockdegen unter meinen Gürtel, griff unter Georges Achseln und zerrte ihn wieder hoch. Ein zweiter Pfeil sirrte heran und zog eine blutige Spur über seine nackte Schulter. Wieder schrie er vor Schmerz, kam aber taumelnd auf die Beine und ließ sich weiterzerren.

Am Fuß der Treppe war mit einem Male eine schnelle, huschende Bewegung; gleichzeitig versiegte der tödliche Regen.

Sie kamen! Schon stürmten sie die ersten Stufen herauf, fünf dürre weiße Gestalten mit struppigem Haar und wutverzerrten Gesichtern. Auch George Wells hatte sie erblickt, und ich konnte fühlen, wie ein Ruck durch seinen Körper ging. »Ich schaffe es!« preßte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse des Schmerzes, als er sich von mir löste und humpelnd weiterlief.

Da erscholl über uns ein kurzer, heller Schrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Ich fuhr herum – und sah einen weißen, behaarten Körper direkt auf mich zustürzen! Instinktiv zuckte meine Hand zum Stockdegen, doch ich kam nicht mehr dazu, ihn unter dem Gürtel hervorzuziehen. Es dauerte eine volle Sekunde, bis ich begriff, daß es kein Angriff war; der Eingeborene fiel haltlos die Stufen hinab!

Und noch während ich ihm um Haaresbreite auswich, sah ich Sill unter dem Tor stehen, einen zerbrochenen Speer in beiden Händen. Sie wirbelte herum, schmetterte das Holz an die Schläfe eines zweiten Kriegers und versetzte einem dritten mit ausgestrecktem Bein einen kräftigen Stoß, der auch ihn die Stufen hinabstürzen ließ.

Dann waren wir am oberen Ende der Treppe angelangt. »Sie... hatten im... Tempel gewartet«, keuchte Sill außer Atem und schleuderte den Speer von sich. »Jetzt schnell... hinein.«

Das Tor aus schwarzen, schon fast versteinerten Holzbohlen war gut acht Yards hoch und fast ebenso breit; wie schwer es sein mochte, wußte der Himmel allein. Erst als wir uns mit aller Kraft dagegen stemmten, gab es nach – unendlich langsam, während draußen die hastenden Schritte der Krieger immer näher und näher kamen – und fiel mit einem dumpfen Dröhnen zu. Hastig griff ich nach dem senkrecht stehenden Riegel und legte ihn um.

Keine Sekunde zu früh; kaum war das Tor von innen verschlossen, da

trafen wütende Schläge das Holz, und haßerfüllte Schreie drangen durch seine zolldicken Bohlen. Doch mochten die enttäuschten Wilden auch noch so toben – wir waren in Sicherheit.

Vorläufig jedenfalls.

Gute drei Minuten sprach keiner von uns ein Wort. Sill und ich lehnten nach Luft ringend an dem Tor, George Wells war zu Boden gesunken und stöhnte laut vor Schmerzen.

Wir waren in einem Vorraum des eigentlichen Tempels; eine niedere Halle, von flackerndem Lichtschein, der durch ein zweites, offen stehendes Tor an ihrem jenseitigen Ende hereinfiel, nur notdürftig beleuchtet. Finstere Schatten nisteten in den Ecken und Nischen des Raumes, doch ich spürte, daß es nicht allein die Abwesenheit von Licht war, die uns von allen Seiten belauerte, daß sich außer uns noch jemand – oder vielmehr etwas – in diesem Tempel aufhielt! Es war ein Gefühl, das ich nicht zum ersten Male empfand und das mich bis auf den Grund meiner Seele erschaudern ließ.

Es war der Odem des Bösen. Der Hauch von unsagbarer Pein und einem Schrecken, der viel, viel älter war als die menschliche Rasse.

Der Tempel war ein schwarzes Heiligtum. Und ich glaubte mit einem Male zu wissen, daß nicht die Weiße Rasse ihn erbaut hatte. Daß sie im Gegenteil die Sklaven dessen waren, was hier auf seinem dämonischen Thron herrschte.

Und jetzt begriff ich auch den scheinbar sinnlosen Haß der Eingeborenen, verstand mit einem Male, warum sie uns noch immer töten wollten, obwohl wir die schreckliche Gefahr, die sie bedrohte, vernichtet hatten.

Der weiße Wurm war die Kreatur der chtonischen Macht, die in diesem Tempel hauste! Die Wilden hatten, in einer grausamen Ironie des Schicksals, ihren eigenen Tyrannen, ihren eigenen Tod angebetet und um Hilfe angefleht! Und nun hatte er ihnen befohlen, ihre Retter zu vernichten.

Es war wie ein skurriler, boshafter Witz, doch das Lachen, das er in sich barg, klang bitter und schrill. Ich mußte den Gedanken gewaltsam verdrängen, um nicht selbst in hysterische Heiterkeit zu verfallen.

Ich erwachte wie aus einer Trance, schüttelte die letzten Schleier der Benommenheit ab, mit der mich die düsteren Gedanken erfüllt hatten,

und kniete vor George nieder. Bevor wir darangehen konnten, seinen Plan in die Tat umzusetzen, mußten wir uns um seine Verletzung kümmern. Ich schnitt ihm mit der scharfen Klinge des Stockdegens vorsichtig das Hosenbein der Länge nach auf, und Sill untersuchte die Wunde. Der Pfeil war ihm tief ins Fleisch gedrungen, hatte den Knochen aber offenbar nicht verletzt.

Sill wandte sich zu mir um. »Der Pfeil muß heraus. Kannst du ihm helfen, wenn ich –« Sie deutete auf den hölzernen Schaft.

Ich nickte knapp und konzentrierte mich auf George, drang vorsichtig in seinen Geist ein und spürte sein Entsetzen und die Pein, die seine Gedanken verwirrte. Behutsam tauchte ich tiefer hinab und ließ einen dünnen Strom meiner magischen Macht in sein Bewußtsein fließen. Sein Atem beruhigte sich, sein Puls ging wieder regelmäßig. Er merkte nicht einmal, daß er sanft in den Schlaf hinüberglitt.

Sill umfaßte den Pfeil mit beiden Händen. »Fertig?« fragte sie. Ich nickte wieder – und stieß mit aller geistigen Kraft zu. Für einen Herzschlag erstarrten seine Gedanken, und mit ihnen jedes Empfinden von Schmerz. Sill riß den blutigen Pfeil hervor und deckte die Wunde sofort mit einem Streifen Stoff ab, den sie von meinem Hemd abgetrennt hatte. Noch durch meine mentale Narkose hindurch stöhnte George und bäumte sich auf. Doch er wachte nicht einmal auf.

Was sein Körper und Geist nun am dringendsten benötigt hätten, um sich zu regenerieren, waren Ruhe und Zeit. Zeit, über die wir nicht verfügten. Ein eisiger Schauder überlief mich, als draußen vor dem Tor dumpfe Schläge aufklangen. Die Eingeborenen begannen das Holz mit irgendeiner Art Rammbock zu bearbeiten! Das Tor bebte und knirschte in seinen hölzernen Scharnieren, und der Riegel zeigte schon nach wenigen Stößen erste Risse! Wie lange konnte er den Erschütterungen noch widerstehen?

Nein, wir hatten wahrlich keine Sekunde zu verlieren! So zog ich meine Geistfühler zurück, und George Wells erwachte mit einem verhaltenen Schrei aus seiner Bewußtlosigkeit, als der Schmerz plötzlich wieder sein Nervenzentrum erreichte.

Einen Moment lang starrte er mich ohne Erkennen an, dann klärte sich sein Blick. »Wir sind im Tempel?« fragte er mit matter Stimme.

Ich nickte und half ihm auf. »Mit knapper Not«, entgegnete ich. »Aber ich weiß nicht, wie lange das Tor den Wilden standhalten wird. Wir müssen uns beeilen.«

Sill kam heran und stützte George. »Dort entlang«, sagte sie und wies auf die zweite Tür, durch die der Schein blakender Fackeln fiel. »Die Maschine steht im Zentrum des Tempels.«

Gemeinsam traten wir durch das gewaltige Tor – und blieben wie erstarrt über der Schwelle stehen.

Sill und George mochte der unglaubliche Anblick bannen, der sich unseren Augen bot. Mich selbst ließ etwas anderes mitten im Schritt verharren – das Gefühl, unvermittelt mit siedendem Wasser übergossen zu werden.

Eine Woge des Bösen brandete heran und überrollte meinen Geist. War die Empfindung im Vorraum noch wie ein Hauch aus dem Jenseits gewesen, so wurde sie nun zur reißenden Flut, die mich wie ein körperlicher Schlag traf und mit sich zerren wollte. Nur mit äußerster Willenskraft vermochte ich den Strom finsterer Kräfte abzuschirmen. Doch allein das, was davon blieb, reichte aus, mir den kalten Schweiß aus allen Poren zu treiben. Ich wankte und wäre gestürzt, wenn ich mich nicht auf George hätte stützen können.

Er selbst und auch Sill schienen nichts von der unglaublichen Kraft zu spüren, die diesem Raum innewohnte. Zu ihrem Glück; ich glaube kaum, daß in diesem Falle geteiltes Leid auch halbes Leid bedeutet hätte. Sie wären wohl schlichtweg wahnsinnig geworden unter dem wütenden Ansturm bösartiger Energien.

Ein kreisrunder, von Hunderten von Fackeln und Kerzen erleuchteter Saal öffnete sich vor unseren Augen. Trotzdem war es nicht hell. Das Licht drang kaum zwei Handbreit in die Umgebung der Flammen vor; geradeso, als würde der Hauch des Bösen sogar das Licht ersticken und in sich aufnehmen. Auch die Decke lag im Zwielicht – ein fernes, unwirkliches Etwas, in dessen Schatten sich finstere Dinge wanden und jede unserer Bewegungen aus brennenden Augen verfolgten. Von den Wänden des dämonischen Heiligtums glotzten uns schrecklich verwachsene Höllenwesen aus blasphemischen Bildern entgegen, so erschreckend echt auf den schwarzen Stein gemalt, als könnten sie jeden Moment wirkliche Gestalt erlangen und aus ihm hervortreten. Zudem schienen sie sich auf geheimnisvolle Weise unseren Blicken zu entziehen; versuchte man einen bestimmten Punkt zu fixieren, verschwammen die Bilder vor den Augen und verwirrten den Blick. Selbst mir war es unmöglich, sie länger als ein paar Sekunden zu betrachten.

Nicht, daß ich dies unbedingt gewollt hätte...

Es gab nur einen einzigen Gegenstand hier, der unsere Sinne nicht zu verwirren vermochte; trotz seiner Bizarrheit ein Fremdkörper in dieser Sphäre des Grauens, an den wir unsere Blicke fast hilfesuchend klammerten,

Wie ein Bote aus einer fremden, fernen Welt stand sie im Zentrum des gewaltigen Saales, neben sich ein dunkles Bündel, in dem es metallisch glitzerte.

»Die Zeitmaschine!« rief George Wells.

»Meine Kleider!« rief Sill el Mot.

Gleichzeitig stürzten sie nach vorn; George auf seine Maschine, Sill auf das Kleiderbündel. Ich folgte ihnen langsam, nach allen Seiten sichernd und mit einem Gefühl in der Magengrube, als hätten sich alle Organe gegen mich verschworen. Ich witterte die Falle so deutlich wie nie zuvor, und doch...

Irgend etwas war hier, aber es verhielt sich ruhig, so, als würde es schlafen. Oder den günstigsten Moment abwarten, um mit aller Macht zuzuschlagen und uns zu vernichten.

Plötzlich fror ich.

Sill kam auf mich zu, reichte mir mein Hemd und klopfte sich auf ihre Jellaba, unter deren grobem Stoff die stählernen Maschen des Kettenhemdes klirrten. »Was kann mir jetzt noch passieren?« meinte sie mit aufgesetzter Fröhlichkeit und brachte sogar ein (wenn auch reichlich schiefes) Lächeln zustande. »Wenn ich nur wüßte, was mit meinem Schwert geschehen ist. Ich muß es verloren haben, als –«

»Ich weiß, wo es ist«, unterbrach ich sie. »Es liegt bei einem Kristallgarten, etwa eine Stunde von hier. Wir können es später holen.«

Ein lautes Poltern beendete unser Gespräch. Eine rostfarbene Staubwolke wallte auf und hüllte Wells' Zeitmaschine ein. Ein verhaltenes Fluchen drang daraus hervor, dann ein Husten und schließlich George selbst, einen Schraubenschlüssel in der Hand. Hinter ihm schaukelte das große Schwungrad der Maschine am Boden.

»Die Konstruktion hat sich etwas verzogen«, keuchte er. Und fügte, als er meinen kritischen Blick bemerkte, hastig hinzu: »Keine Sorge, Mr. Craven – sie wird halten. Wir müssen nur das Rad reparieren.«

Ich trat näher an das zerbrochene Etwas heran, das er »Rad« zu nennen beliebte. Ein beträchtliches Stück war herausgebrochen, und ein gezackter Riß zog sich genau durch seine Mitte fast bis zum anderen Ende. Die ganze Schüssel sah aus, als würde sie im nächsten Augenblick vollends auseinanderbrechen. »Unmöglich«, urteilte ich vorschnell.

Wells lächelte nachsichtig. »Nichts ist unmöglich, mein lieber Mr. Craven«, sagte er milde. »Gerade von Ihnen hätte ich dieses Wort nicht erwartet.« Er wandte sich um und humpelte zu einer der fast mannshohen Kerzen hinüber, die zu Dutzenden die Wände des Tempels säumten. »Talg«, sagte er nur und brach ein Stück des grauweißen Materials ab. »Wir müssen ihn lediglich schmelzen und in die Bruchstellen des Rades einfügen, bevor er wieder erstarrt. Sie sehen – elementar einfach.«

Es lag wohl nicht nur an diesen Worten, die mich auf unerfreulich deutliche Weise an den arroganten Mr. Sherlock Holmes erinnerten, daß ich errötete. Aber schließlich war ich ein Hexer und kein Erfinder. Wells konnte ich in dieser Beziehung wohl kaum das Wasser reichen.

Knapp zehn Minuten später war es soweit. Während die dumpfen Schläge am Hauptportal des Tempels stetig lauter und drängender wurden und sich von Mal zu Mal ein immer deutlicheres Knirschen unter die Laute mischte, hatten wir zwei der mannsgroßen Kerzen in einer entleerten Ölschale geschmolzen.

Wells war sichtlich in seinem Element; fast schien es mir, als hätte er die Gefahr vergessen, die wie ein Damoklesschwert über uns hing. Er hastete unaufhörlich zwischen Maschine, Schwungrad und Schmelztiegel hin und her und gab uns knappe, präzise Befehle.

Dabei fiel es mir immer schwerer, seinen Anweisungen zu folgen. In den letzten Minuten war die unsichtbare Bedrohung zu erschreckender Größe und Macht angewachsen, und ich spürte mit jeder Faser meines Körpers, daß unsere Galgenfrist so gnadenlos und unaufhaltsam verrann wie die letzten Körner einer Sanduhr.

Nun erstarrte der zähflüssige Talg langsam wieder, und George Wells füllte geschickt die Risse und Bruchstellen des Schwungrades damit aus. »Ich denke, daß dieses Provisorium der Belastung standhalten wird«, sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. »Lange genug jedenfalls, um einige Stunden in die Vergangenheit zu reisen und diese unerfreuliche Episode zu verhindern.«

»Was haben Sie vor?« fragte ich. »Wollen Sie sich selbst befreien?«

»Warum nicht?« entgegnete er lakonisch.

»Ich meine... können Sie sich denn selbst begegnen?« formulierte ich die Frage neu. »Würde das denn nicht bedeuten, daß es bereits geschehen ist, daß wir also bereits – äh...« Ich kam ins Stocken; je mehr ich über dieses Paradoxon nachzudenken versuchte, desto mehr verwirrte es mich.

»Ich verstehe, was Sie meinen, Mr. Craven«, antwortete Wells. »Ein interessantes Phänomen, in der Tat. Und um ehrlich zu sein – ich weiß selbst nicht genau, was geschehen wird. Bislang hatte ich noch keine Gelegenheit, ein solches Experiment durchzuführen.« Er lächelte zuversichtlich. »Aber was auch geschehen mag – für Sie beide wird es gewiß ein deutlicherer Effekt sein, als ich ihn erleben kann. Ja... Sie müßten von einem Moment auf den anderen von hier verschwinden, um sich an anderer Stelle zu manifestieren – irgendwo im Freien und in Sicherheit, vielleicht sogar zurück im guten alten England – kommt ganz darauf an, was ich zu erreichen vermag.«

»Sie meinen – wir lösen uns auf?« fragte Sill mit heiserer Stimme.

»Aber nein, meine Liebe«, beruhigte Wells sie. »Ihr Körper wird lediglich... versetzt. Im gleichen Moment, da meine Maschine zu ihrem Zeitsprung ansetzt. So, ich denke, das wird genügen.«

Seine letzten Worte galten dem mittlerweile erstarrten Talg. Er erhob sich ächzend und maß das Rad mit einem letzten kritischen Blick. »Gute Arbeit«, lobte er sich selbst. »Und jetzt zurück an die Maschine damit.«

Mit vereinten Kräften hoben wir das Rad an und schoben es auf den stählernen Haltebolzen. Wells zog die Schraube fest, verstaute das Werkzeug und schwang sich in den roten Ledersitz. Fast zärtlich strich er über die Armaturen und rückte den Steuerknüppel zurecht.

Dann lehnte er sich zur Seite und streckte uns seine Hand entgegen. Ich ergriff sie und drückte sie fest. »Auf ein Wiedersehen in einer glücklicheren Zukunft«, sagte er. »Also schon in wenigen Sekunden, denn...«

Er sprach weiter, aber seine Stimme klang mit einem Male dumpf und unwirklich in meinen Ohren. Es war, als hätte sich ein dichter grauer Nebel um mein Bewußtsein gelegt und es gleichsam gelähmt. Und es dauerte Ewigkeiten, bis ich die Benommenheit als das erkannte, was

sie in Wirklichkeit war.

Ein Angriff! Eine magische Attacke des bösen Geistes, der diesem Tempel innewohnte!

Mit einem Ruck zog ich meine Hand zurück und blickte in George Wells' verständnisloses Gesicht. Merkte er denn noch immer nichts? »Schnell, starten Sie!« brüllte ich ihn an.

Mir schwanden die Sinne. Wie durch dicke Watte hindurch spürte ich Sills Hand in meinem Rücken. Das Licht begann zu flackern und ganz langsam eine grünliche Färbung anzunehmen. Nun schrie auch Wells erschrocken auf – und endlich reagierte er! Ich sah, wie er sich vorbeugte, den kristallenen Steuerhebel ergriff und nach vorn schob. Augenblicklich begann das große Schwungrad am Heck der Maschine sich zu drehen, wurde zu einem wirbelnden Schatten, der mit jeder Umdrehung an Substanz verlor.

Das Bild der Maschine verzerrte sich vor meinen Augen, wurde durchsichtig –

und verschwand!

Instinktiv hielt ich die Luft an. Nun mußte sich der Tempel um mich herum in Nichts auflösen, mußte ich mich plötzlich in anderer Umgebung wiederfinden.

Jetzt!

Doch nichts geschah. Wells' Maschine war nun vollends verschwunden, doch Sill und ich standen noch immer im Zentrum des Raumes. Trotzdem hatte sich etwas verändert.

Ein Zittern lief durch Boden und Wände des Tempels; ein Beben, das keines natürlichen Ursprungs war. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte ich an der Stelle, wo eben noch die Zeitmaschine gestanden hatte, ihr schwaches Abbild zu sehen, George Wells mit vor Schrecken verzerrtem Gesicht auf ihrem Sitz. Und ein Gedanke war plötzlich in meinem Kopf, leuchtend wie ein glühendes Fanal: Die Zeit läßt sich nicht betrügen!

Von dem, was nun folgte, habe ich nur verwischte Erinnerungen. Irgend etwas schien mit einem scharfen Knall zu explodieren. Steine und Mörtel regneten von der Decke herab, in der mit einem Male ein breiter, gezackter Riß klaffte. Ein Schrei klang auf; nicht wirklich, sondern auf einer unhörbaren, geistigen Ebene. Ein Schrei, der voller

Angst und Haß und Boshaftigkeit war und mir fast die Besinnung raubte.

Dann fühlte ich mich fortgezerrt, sah rings um mich herum Steinquader niederregnen, dazwischen Sills Gesicht und ihre Stimme, die mir Worte zurief, die ich nicht verstand.

Nur eines wußte ich in diesen furchtbaren Sekunden mit aller Klarheit: Das Wesen starb! Der böse Geist des Tempels zerbrach wie die steinernen Mauern seiner Festung. Und vielleicht war es genau das: Es war der Tempel selbst, die unheilige Macht, die sich in den Wänden und Säulen und Bildern manifestiert hatte.

Als ich wieder halbwegs zu Bewußtsein kam, stolperte ich an Sills Seite über den Dorfplatz, vorbei an schreienden, sich am Boden windenden Eingeborenen, die nun die Verbindung zu ihrem Gott verloren hatten. In ihrem Geist las ich keinen Haß mehr, nur Angst und eine erschreckende Leere. Vielleicht würden sie sterben. Vielleicht konnten sie den Schock auch überstehen. Eines aber war sicher: sie würden uns nicht verfolgen…

* * *

Meile um Meile hatten sie ihre amorphen Körper über das Land gewälzt, durch reißende Flüsse, über ausgedörrte Steppen und schorfige Berghänge. Verlangte es sie nach Nahrung, so forderten sie ihr Recht als neue Herren dieser Welt, und die gewaltigen Geschöpfe, denen sie begegneten, vermochten sich nicht gegen dieses uralte Gesetz zu stellen. Nur bleiche Knochen blieben von ihnen zurück und markierten den Schreckensweg der weißen Würmer.

Sie waren der Spur gefolgt, ohne einmal zu rasten oder an ihrer Bestimmung zu zweifeln, denn ihre unfertigen Hirne kannten nur ein Ziel, seit sie in den Höhlen des Vulkanberges erwacht waren: den Tod des Muttertieres zu rächen.

Sie kamen nur langsam voran, doch ein aufmerksamer Beobachter hätte jetzt schon feststellen können, wie sehr sie sich seit dem Beginn ihrer Reise verändert hatten: Der transparente Leib war nun fast weiß, ihre Bewegungen kraftvoller und gezielter. Und sie waren gewachsen, um gut ein Drittel ihrer ursprünglichen Länge. Schon vermochten sie die meisten ihrer Opfer mit ihrem aufgedunsenen Leib vollständig zu begraben, und sie wuchsen weiter, wurden von Stunde zu Stunde größer und massiger.

Der Todesschrei des weißen Wurms klang immer noch in ihren primitiven Gehirnen nach, und er leitete sie auf ihrem Weg. Sie wußten, daß sie sich der Stelle näherten, an der das Muttertier auf den anderen, mächtigen Geist gestoßen war und den tödlichen Fehler begangen hatte, ihn nicht augenblicklich zu vernichten.

Und sie wußten, daß er ihr erstes Opfer sein würde, denn er näherte sich wieder diesem Ort. Deutlich, spürten sie die Ausstrahlung seiner fremden Magie wie eine böse, ekelerregende Witterung, und sie warfen ihre unförmigen Körper mit neu erwachender Gier vorwärts und strebten dem Ort entgegen, an den sie auf ihn treffen würden.

Und ihm den Tod brachten…

* * *

»Jetzt vorsichtig!« Ich ergriff Sill beim Arm und hielt sie zurück. »Dort ist es.«

Der Eingang der Kristallschlucht lag vor uns. Sill wußte von ihren erschreckenden Auswirkungen; schließlich hatten wir genügend Zeit gehabt, während des Weges unsere Erlebnisse auszutauschen. So hatte ich von ihrer Entführung durch die Eingeborenen erfahren, von der Gefangenschaft im Tempel und der unheiligen Beschwörung der Bestie.

Doch so sehr auch die Erleichterung ob der überstandenen Schrecken unsere Herzen erfüllte – eine tiefe, nagende Furcht hielt uns noch immer umfangen.

Was war mit George Wells geschehen? Warum war er nicht wieder aufgetaucht, nachdem seine Maschine ihre Reise in die Vergangenheit angetreten hatte?

Es war müßig, Schlüsse daraus zu ziehen; zu bizarr und fremd war das Experiment, auf das Wells sich eingelassen hatte. Selbst ich, der ich schon mehr als einmal die Zeiten überwunden hatte, wußte das Mysterium Zeit nicht zu ergründen. Vielleicht war George tot. Vielleicht irrte er auf ewig durch die Epochen der Erdgeschichte, ohne Chance, je wieder in die Wirklichkeit zurückzufinden. Vielleicht…

Ich gab es auf, weiter darüber nachzugrübeln. Fest stand nur: Wenn George es je gelingen würde (oder gelungen war), den Zeitstrom zu verlassen, hätte er trotz dieser Odyssee sein Versprechen, uns aus dem

Tempel zu befreien, einhalten können. Für einen Reisenden in der Zeit gab es keine Grenzen; er konnte nicht zu spät kommen.

Und trotzdem weigerte sich mein Verstand beharrlich, die einzig logische Konsequenz aus dieser Tatsache zu ziehen – daß George Wells auf immer verloren war.

»Was ist mit dir?«

Sills besorgte Stimme riß mich aus meinen düsteren Gedanken. Ich schüttelte den Kopf. »Nichts. Ich mußte an Wells denken.«

Sill antwortete nicht, senkte nur leicht den Kopf. Wahrscheinlich war auch sie zu den gleichen Überlegungen gelangt wie ich.

Langsam gingen wir näher an den Eingang der Kristallschlucht heran und erreichten die Stelle, an der der weiße Wurm mich überfallen und verschlungen hatte. Deutlich konnte man seine Spur sehen – ein transparenter, stinkender Schleim, der Fels und Boden im Umkreis von gut fünfzehn Yards bedeckte.

Sill erschauderte, als wir durch den feuchten Schlick wateten, in den das Erdreich sich verwandelt hatte. »Woher mag diese Kreatur gekommen sein?« fragte sie leise und mehr zu sich selbst gewandt.

»Ich vermute«, gab ich zurück, »daß die Wilden sie gerufen haben. Ein Wesen des Bösen, vielleicht sogar ein Diener der GROSSEN ALTEN, der äonenlang im Bauch der Erde schlief, bis er erweckt wurde.«

»Aber... warum?«

Ich zuckte die Schultern. »Der Geist des Schwarzen Tempels. Vielleicht suchte er einen Vasall, einen Körper, mit dem er herrschen konnte. Die Weiße Rasse war ihm nicht mehr als ein Werkzeug; Sklaven und Nahrung zugleich.«

Wir waren nun am Eingang der Schlucht angelangt. Hier irgendwo mußte Sills Schwert liegen, das ich beim Angriff des Wurms verloren hatte. Meine Blicke tasteten über den steinigen Boden, und schon bald gewahrte ich zwischen zwei Felsen ein verräterisches Glitzern.

Auch Sill hatte es gesehen; mit einem freudigen Aufschrei eilte sie darauf zu.

Im nächsten Moment schrie auch ich – allerdings aus anderem Grund. Über den Felsen war plötzlich etwas erschienen, das die schrecklichen

Erinnerungen in mir zu neuem Leben erweckte: eine weiße, amorphe Masse, die sich wie zäher Brei über den Stein schob.

»Sill! Achtung!« Mit einem Sprung war ich bei ihr und riß sie zurück. Keine Sekunde zu spät – mit einem Male wurde aus der Masse ein armdicker, elastischer Tentakel, der dort niederpeitschte, wo Sill gerade noch gestanden hatte.

Wir taumelten zurück, von Entsetzen gepackt. Ich stolperte, versuchte vergeblich, mein Gleichgewicht wiederzugewinnen und riß Sill mit mir zu Boden.

Ein zweiter Fangarm schnellte über uns hinweg. Ich fuhr herum – und starrte in die boshaften, rot glühenden Augen einer zweiten Bestie.

Es war die Brut! Die Brut des weißen Wurmes!

Ein drittes Wesen tauchte am Rand meines Gesichtsfeldes auf, erhob seinen seltsam verwachsenen Körper schwerfällig zu seiner vollen Größe und riß das Maul wie zu einem gewaltigen Schrei auf.

Doch kein Laut kam über die aufgedunsenen Lippen. Mit einem letzten, logisch denkenden Teil meines Verstandes begriff ich, daß die Brut… unfertig war, nicht mehr als embryonale Würmer, die zu früh aus dem Schlaf ihrer Geburt erwacht waren. Und genau darin erkannte ich unsere Chance. Die Bewegungen der Brut waren ungelenk und träge, und sie behinderten sich bei ihrem Angriff gegenseitig.

Hastig blickte ich mich um. Im offenen Gelände hätten wir trotz allem wenig Chancen gegen die riesenhaften Würmer.

»Zur Schlucht!« keuchte ich.

Wieder rannten wir um unser Leben, die peitschenden Tentakeln im Nacken. Mehr als einmal mußten wir im letzten Augenblick einem niedersausenden Fangarm ausweichen, und einmal wurde ich schmerzhaft an der Schulter getroffen und fast zu Boden geworfen.

Dann endlich hasteten wir zwischen den turmhohen Felsen durch, die den Eingang zur Schlucht markierten. Für einige Sekunden hatten wir Gelegenheit, wieder zu Atem zu kommen. Doch schon jetzt konnte ich die schleifenden Geräusche vernehmen, mit denen die Brut uns folgte.

Ich zog Sill dicht zu mir heran. »Keinen Laut!« zischte ich ihr ins Ohr und deutete auf eine Felsgruppe, die sich gleich neben dem Eingang

erhob. »Verbirg dich dort! Ich werde sie tiefer zwischen die Kristalle locken!«

»Aber –« wollte sie einwenden, doch ich verschloß ihren Mund rasch mit meiner Hand. Dann gab ich ihr einen leichten Stoß zu den Felsen hin und wandte mich in die andere Richtung.

Sie kamen! Unförmiges Fleisch quoll in die Schlucht – eine nicht endenwollende Masse, die stinkend und zäh über die Felsen floß und sich auf mich zuwälzte. Dann trennte sich der Berg weißen Fleisches, bis ich schließlich fünf der schrecklichen Kreaturen gegenüberstand.

Ich versuchte mich nicht vor ihnen zu verbergen; ganz im Gegenteil. Mich zu übersehen, war schlichtweg unmöglich.

Und meine Rechnung ging auf. Die stumme Brut folgte mir, tiefer und tiefer in den Wald der Kristalle hinein. Mein Vorsprung schmolz mit jedem Meter, denn wo ich den Kristallsäulen ausweichen mußte, glitten die weißen Würmer einfach darüber hinweg. Schon nach dreißig Schritten mußte ich meinen Plan in die Tat umsetzen.

Ich wußte, daß mich mein Vorhaben an die Grenzen des Wahnsinns führen konnte – und vielleicht sogar darüber hinweg –, aber ich hatte keine Wahl. Ich konnte nur hoffen, daß mein magisches Erbe mich schützen würde.

Ich holte tief Luft, preßte meine Handflächen mit aller Kraft gegen meine Ohren, sah gleichzeitig die Leiber der Brut vor mir aufwachsen –

und schrie!

Legte all die Verzweiflung und Pein in diesen einen, mächtigen Schrei.

Die Welt um mich zerbarst zu einem wirren Kaleidoskop explodierender Farben. Nur schemenhaft sah ich, wie die Kristalle in grellem Licht erglühten und ihr Glanz die Schlucht wie von tausend Sonnen erfüllte.

Ich hörte meinen Schrei tausendfach widerhallen, sah mich selbst aus den Augen unzähliger künstlicher Brüder, die sich aus den Kristallen gelöst hatten – mich und die fünf Kreaturen, die sich im gleichen Moment auf mich stürzten.

Und erweckte die Macht in meiner Seele.

Es war das Chaos. Für eine ewig währende Sekunde balancierte ich am Rande des Irrsinns entlang, war ich nur noch Hirn und Auge. Meine magischen Energien, nach den Anstrengungen der letzten Stunden nur mehr ein schwacher Abglanz ihrer selbst, wurden tausendfach potenziert und ins Unendliche verstärkt.

Und auf ein Ziel gerichtet: die Brut des weißen Wurmes.

Ein Zittern ging durch die unförmigen Leiber. Sie kamen nicht einmal mehr dazu, sich ihres Todes bewußt zu werden. Ihre Existenz versank in einem lautlosen, feurigen Strudel, der ihre Körper zerfetzte und den Geist des Bösen, der ihnen innewohnte, auslöschte wie eine Sturmböe eine flackernde Kerze.

Dann war es vorbei.

Es dauerte lange, bis mir die Erkenntnis ins Bewußtsein drang. Vorbei! Und ich lebte noch immer!

Langsam nur fand ich in die Wirklichkeit zurück. Es war wie das Erwachen aus tiefer Ohnmacht. Ich sah. Ich hörte. Ich fühlte, daß das Leben wieder in mich zurückkehrte, daß die dumpfe Benommenheit wich und die Schleier des magischen Schocks sich von meinem Bewußtsein hoben.

Eine schlanke Hand berührte behutsam meine Wange, und als ich herumzuckte, sah ich in Sills Augen, die noch dunkel waren vor Furcht. Beruhigend legte ich meine Hand auf die ihre.

»Es ist vorbei«, sagte ich leise.

Für Minuten standen wir noch reglos da. Erleichterung war in unseren Herzen und Hoffnung. Wir waren gerettet – zumindest aus dieser Gefahr.

Ob es uns je gelingen würde, dieses wundersame Reich unter der Erde zu verlassen – dies stand noch in den Sternen.

Sterne, die wir vielleicht nie mehr sehen sollten. Und die doch auf uns warteten, dort oben, Hunderte von Meilen entfernt. Jenseits des großen Meeres lag die Hoffnung, an die wir uns nun klammerten. Der Vulkankrater der Insel Stromboli. Der Aufstieg.

Das Licht…

EPILOG

Das große Schwungrad der Maschine setzte sich langsam in Bewegung. George Wells hielt den Steuerknüppel fest umklammert. Sein Blick flog zwischen der Anzeige auf dem Amaturenbrett und den Geschehnissen in der Tempelhalle hin und her.

Die Zeit lief rückwärts; langsam erst, doch unaufhaltsam. Die Gegenwart erstarrte, wurde zurückgezwängt von Mächten, die sich gegen die der Natur stellten. Ein leises Zittern lief durch die Zeitmaschine, und George Wells klammerte sich an ihrem kupfernen Gestänge fest, bis die Fingerknöchel weiß aus seiner Haut hervorstachen.

Ein plötzlicher Kopfschmerz ließ Übelkeit in ihm aufsteigen. Die Szenerie schien hinter fließendem Wasser zu verschwimmen, die Konturen der zwei Menschen verwischten sich, wurden zu einem wirbelnden Reigen...

Zwei Menschen?!

George schrak auf. Etwas lief verkehrt. Er reiste in der Zeit rückwärts; also hätte er sich selbst ebenfalls sehen müssen! Und warum verschwamm das Bild zu einem trüben Schleier? Er wischte sich über die Augen, doch der Eindruck blieb. So blickte er auf die Anzeige auf den Armaturen.

Zwei Stunden in der Zeit zurück. Jetzt mußten ihn die Wilden an den riesigen Totenschädel gefesselt haben. Sollte er jetzt schon anhalten? Nein, entschied George Wells; er mußte einen Zeitpunkt abwarten, der ihm Überlegenheit versicherte.

Vier Stunden. Der Überfall in der Tiefe des Berges. Bald würden sie ihn zu ihrem Dorf bringen. Wenn er ihnen auflauerte, bevor sie es erreichten...

Entschlossen drückte George den Steuerkristall wieder nach vorn. Das Rad bremste ab. Rollte langsam aus. Kam zum Stillstand...

Und der Mantel der Zeit zerriß!

Für den Bruchteil eines Lidschlages, ein Moment von so kurzer Dauer, daß ein lebendes Wesen ihn nie wird begreifen können, hatte Herbert George Wells den Sieg über die Zeit errungen. Seine Maschine materialisierte zu einem Augenblick, da er selbst, sein Körper und sein

Geist, zweifach existierte – in einer fernen Berghöhle und hier, im Zentrum des finsteren Tempels. Für eine Zeitspanne, die man in einem späteren Jahrhundert in Nanosekunden messen würde, lief die Wirklichkeit in zwei getrennten Bahnen, waren die Gesetze der Natur zerbrochen durch das Genie eines einfachen, sterblichen Menschen.

Doch was vermag ein Mensch gegen Regeln auszurichten, die bestehen, so lange das Universum existiert?

Die Zeit heilte sich selbst, schneller, als ein Gedanke den Weg zum Hirn zu finden vermag.

Zwei Bahnen, voneinander losgelöst und nicht zu vereinen, sollte nicht eine davon zerstört werden, was das eherne Gesetz der Zeit nicht minder verletzt hätte.

Und eine dritte Bahn, die alleine lief. Die einzige Chance, das Gleichgewicht des Universums zu wahren: eine Ebene des Seins, die dort verlief, wo noch keine der beiden anderen begonnen hatte.

Und der Mantel der Zeit fügte sich wieder zusammen und verbarg die fremden Wirklichkeiten hinter seinem Stoff, der aus Ewigkeit gewoben war. Ein kleines Zucken im Gefüge der Zeit, ein leichtes Zittern, das die Herren des Kosmos nicht einmal bemerkten, als sie aus gestrengen Augen die Geschicke des Planeten Erde verfolgten.

Denn wie kann man etwas bemerken, das niemals geschah...?

Wieder blickte George Wells auf die Zeitmesser vor sich. Eben sprang die Anzeige auf den September des Jahres 1886 um. Wenn seine Berechnungen stimmten, mußte nun das rote Licht aufglühen und anzeigen, daß die Maschine ihre Endgeschwindigkeit erreicht hatte: in jeder Sekunde ein volles Jahr.

Und trotzdem würde die Fahrt noch Stunden dauern, denn sein Ziel war die Welt des Jahres 802701 – eine kaum mehr vorstellbare Zukunft, in der Weena auf ihn wartete.

Das gelbe Licht erlosch, und wie berechnet flammte neben ihm nun die rote Lampe auf. Für den Bruchteil einer Sekunde spürte George einen heftigen Stich in seinem Kopf, doch bevor er sich recht bemerkbar machen konnte, war der Schmerz schon wieder verflogen.

Herbert George Wells führte es auf das Erreichen der Endgeschwindigkeit zurück. Er konnte nicht ahnen, daß er soeben

einen Tag seines Lebens und seiner Erinnerung verloren hatte…

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Ihre Welt war nicht groß. Ein undurchdringlicher Dschungel. Zwei Türme, riesigen Städten gleich. Eine blaue Kuppel aus Wasser, die ihr Reich überspannte. Das war die Welt der Völker von Ancen und Conden. Es gab keine andere.

Und doch sprachen die alten Legenden von einem Fremden, der einstmals kommen sollte, von weither. Ein Mann ohne Gedächtnis, sich der Macht nicht bewußt, die tief in seiner Seele schlummerte.

Der Erlöser, der den ewigen Krieg der beiden Völker beenden sollte. Und der sterben mußte, um den Frieden zu bringen. Ein Mann mit bärtigem Gesicht und einer weißen Strähne im Haar…

Die vergessene Welt